

*Der Zoodirektor erzählt*



**GEZÄHMTE WILDNIS**

# GEZÄHMTE WILDNIS

Von Dr. Wolfgang Ullrich, Direktor des Zoologischen Gartens Dresden

*Die Veröffentlichungen des Dresdner Zoologischen Gartens, die unter dem Titel „Der Zoodirektor erzählt“ seit 1951 erscheinen, umfassen 12 Hefte. Außerdem wurden zwei Sonderhefte über meine beiden Afrikaexpeditionen herausgegeben und drei weitere Sonderhefte, die sich mit dem Tier und seiner Umwelt befassen.*

*Schon seit Jahren äußern viele Tierfreunde den Wunsch, daß die ersten, längst vergriffenen Folgen dieser Veröffentlichungsreihe neu aufgelegt werden. Diesem Wunsch wird mit der vorliegenden Broschüre entsprochen. Sie enthält eine Auswahl der — wie mir scheint — wesentlichsten Berichte aus den ersten sieben Heften der Reihe „Der Zoodirektor erzählt“. Ich habe diese Berichte nur wenig verändert, aber neu geordnet, so daß eine dem Verständnis der tiergärtnerischen und zoologischen Probleme dienende Reihenfolge entsteht.*

*Wenn es mir gelingen sollte, auch mit diesem Sammelheft für unsere Zoologischen Gärten Freunde zu gewinnen, wenn das Geschilderte der Wissensbildung, besonders unserer Jugend dienen könnte, wenn schließlich meine Beiträge helfen, die Achtung vor dem Lebendigen und die Liebe zum Tier zu wecken, dann hat auch dieses Büchlein seine Aufgabe voll und ganz erfüllt.*

*Dr. Wolfgang Ullrich  
Direktor des Zoologischen Gartens  
Dresden*

Herausgeber: Zoologischer Garten Dresden

Aufnahmen: Dr. Wolfgang Ullrich, Gotthart Berger, Kurt Wolf,

Monika Katzschner, Elbe-Bild

Druck: Union Verlag und Druckerei (VOB) Dresden — VOB Union — 1958  
III-9-19 I 917-58 7311

## **Zoologische Gärten und ihre Geschichte**

Im „Buch der Lieder“ spricht Konfutsse von einem Garten, in dem „Vögel und anderes Getier“ zu sehen sind. Diese Andeutung ist der älteste Nachweis für einen Tiergarten, den wir in der Geschichte der Menschheit haben. Sicherlich handelt es sich dabei nicht um einen Zoologischen Garten, wie wir ihn gewohnt sind. Wahrscheinlich war es mehr eine parkartige Anlage, in der auch verschiedene Tiere gehalten wurden. Der Name dieses Parkes lautete „Garten der Intelligenz“. Neben dieser Nachricht aus dem alten China, 500 v. Chr., haben wir auch noch andere Spuren, die sogar eine Wildtierhaltung in der Steinzeit vermuten lassen. So ist wahrscheinlich vom Eiszeitmenschen der Höhlenbär in Gruben gehalten worden. Für den ersten Augenblick klingt eine derartige Annahme höchst unwahrscheinlich. Warum sollte der Steinzeitmensch ausgerechnet den riesigen Höhlenbären, der mindestens doppelt so groß wie unser heute lebender Braunbär wurde, in Gefangenschaft gehalten haben? Konnte er sich nicht ein harmloseres Tier als lebenden Fleischvorrat halten? Wahrscheinlich handelt es sich gar nicht um einen lebenden Fleischvorrat, sondern vielmehr um ein Opfertier, das den Dämonen dargebracht werden sollte. Zu diesem Zweck konnte das Tier gar nicht kräftig genug sein, denn die Kraft war es ja, die man durch die Opferhandlung auf den gütigen Dämon übertragen wollte. Diese Schlußfolgerung ziehen wir aus den kultischen Bräuchen der heute noch lebenden Naturvölker. Auch sie wählen starke Tiere für diesen Kultus aus. Wie weit der Glaube, daß die Kraft eines Lebewesens auf Menschen und Dämonen übertragen werden kann, verbreitet ist, beweist die Tatsache, daß verschiedene Negerstämme Afrikas mit besonderer Vorliebe das Herz des Elefanten essen, weil sie glauben, daß dieses Herz der Träger der Kraft dieses Riesen ist. Bengt Berg berichtet von einem Inder, der schwer an Malaria erkrankte. Die ihm gereichte Medizin lehnte er ab, weil er an ihre Heilkraft nicht glaubte. Um wieder stark zu werden, wollte er das Herz des großen Tigers essen, den Berg erlegt hatte. Als er aber an das Kadaver des Tigers kam, war das Herz bereits von anderen Eingeborenen geholt worden. Traurig ging er in seine Hütte zurück. Am nächsten Tag war er tot. Neben seinem Nachtlager stand die unberührte Medizin des weißen Mannes, an die er nicht geglaubt hatte, die ihm aber sicher Heilung gebracht hätte. Wenn wir weiter im Geschichtsbuch der Entwicklung der Zoologischen Gärten blättern, treffen wir auf die Schaukämpfe im alten Rom. Allerdings diente das Tier hier lediglich der Stillung des Sensationshungers. Caligula ließ an einem Tag 400 Bären gegen Gladiatoren kämpfen. Unter Gordian dem Ersten wurden an einem Tag 200 Damhirsche, 30 Wildpferde, 100 Wildschafe, 10 Elche, 100 kyprische Stiere, 300 Strauße, 30 Wildesel, 150 Wildschweine, 200 Steinböcke und 200 Antilopen in der Arena hingeschlachtet. Mit dem Beginn des Mittelalters werden auch in Deutschland Wildtiere in Gefangenschaft gehalten. Besonders die Klöster beherrschten innerhalb ihrer Mauern allerhand einheimische Wildtiere, und das Wildkaninchen wird von den Mönchen zum Haustier gewandelt. Auf den Burgen entstehen Bärenzwinger, die Stadtgräben werden zu Hirschgräben umgestaltet. Zu den italienischen Fürstenhöfen des Mittelalters gehören auch Menagerien, in denen besonders seltene exotische Tiere gezeigt werden. Man will seiner Macht und seinem Reichtum nicht zuletzt durch den Besitz von Tieren Ausdruck verleihen. Die Bezeichnung „Thieryart“ tritt erstmalig im Jahre 1451 auf, womit ein Garten, der in Stuttgart unterhalb der Burg liegt, bezeichnet wird. Zu gleicher Zeit entsteht auf französischem Boden die Menagerie Ludwigs des XIV. in Versailles, die im Jahre 1794

nach dem Jardin des Plantes in Paris verlegt wird. Nicht nur der bekannte Naturwissenschaftler Cuvier trieb hier seine zoologischen Studien, sondern auch der Begründer der Abstammungslehre, Lamarck. Die Menagerie wurde somit zur Forschungsstätte. Im Jahre 1826 schenkte der Pascha von Ägypten dem Jardin des Plantes eine Giraffe. Das Tier wurde auf dem Nil nach Alexandrien gebracht. Von dort aus mußte es die Seereise nach Marseille antreten. Drei Kühe wurden mit an Bord genommen. Sie sollten die Milch für die noch jugendliche Giraffe spenden. Im November 1826 traf das Tier in Marseille ein. Der Winter nahte mit großen Schritten. An einen weiteren Tiertransport konnte zu dieser Jahreszeit nicht mehr gedacht werden. Am 20. Mai 1827 konnte endlich der Fußmarsch nach Paris begonnen werden. Die Giraffe kam gut in Paris an.

Noch am Ausgang des 18. Jahrhunderts wird der Zoologische Garten zu Schönbrunn gegründet, und der erste deutsche Zoo öffnet im Jahre 1844 seine Pforten in Berlin. Er ist aus der bereits 1671 im Berliner Tiergarten angelegten Fasanerie hervorgegangen, und kein Geringerer als Alexander von Humboldt hat sich für den Bau eines Zoos in Berlin stark eingesetzt. Siebzehn Jahre später hat auch Dresden seinen Zoo, der neben den Zoos von Berlin, Köln und Frankfurt a. M. der älteste Zoo Deutschlands ist, erhalten. War die Tierhaltung also im Altertum und Mittelalter aus der sensationellen Schaulust oder dem dünnkelhaften Trieb der Fürsten und Könige, ihre Macht und ihren Reichtum zu dokumentieren, geboren worden, so dienen die Zoologischen Gärten heute der Wissensvermittlung, der Volksbildung und der Forschung. Diese Aufgaben zu erfüllen, wird unser ganzes Bestreben sein.

### **13. Februar 1945 im Zoo erlebt**

Acht Menschen befinden sich in jener grauenhaften Nacht, am 13. Februar 1945, im Zoologischen Garten. Fast zu gleicher Zeit heulen die Sirenen und fallen die ersten Bomben. Hinten am Wirtschaftshof schlagen Flammen hoch. Lodernd brennt der Wagenschuppen ab. Während eine Gruppe der acht Tierpfleger sich bemüht, das Feuer zu löschen, kommt die Nachricht, daß auch Brandbomben auf das Antilopenhaus gefallen sind. Die Männer rennen zum Antilopenhaus, um die wertvollen Tiere zu retten. Schon ist Inspektor Sailer bemüht, die verängstigten Tiere in die Freigehege hinauszutreiben. Auf dem Boden des Gebäudes lagern 40 Zentner Weizen, die jetzt in Form eines feurigen Sprühregens sich lodernd auf die verstörten Tiere ergießen. Nur mit größter Mühe gelingt es, auch die Giraffe ins Freie zu bringen. Es ist eine milde Februarnacht! Aber daran kann jetzt niemand denken. Es muß versucht werden zu retten, was gerettet werden kann. Während noch alle Mann mit den Löscharbeiten beschäftigt sind, kommt die Entwarnung.

Der Inspektor gibt dem Elefantenpfleger den Auftrag, nach den Büffeln und den Bisons zu sehen. Inzwischen kommen wieder die Bombenflugzeuge mit ihrer todsäenden Last. Das Büffelgehege erhält einen Volltreffer. Der Elefantenwärter hat es nicht mehr nötig, von seinem Gewehr Gebrauch zu machen. Schon geht es auf Mitternacht zu, als der Wärter zu seinen Lieblingen ins Elefantenhaus läuft. Ruhig stehen die Riesen, an Ketten gefesselt, in ihrer Ecke. Aber oben auf dem Dach beginnt es zu schwelen. Der Wärter klettert die Leiter hinauf und kommt gerade zur rechten Zeit. Fünfzehn Brandbomben wirft er weit in das Bürgerwiesengelände hinein. Schon eilt er wieder vor zum Haupteingang, wo das Wohnhaus zu brennen beginnt. Dort gilt es Menschenleben zu retten. Auf dem

Wege dorthin aber fällt er in einen Bombentrichter. Vor Ermattung bricht er zusammen und verliert das Bewußtsein.

Inzwischen brennt auch der Pferdestall ab. Der Wind treibt den Rauch in dicken Schwaden durch die längst vom Luftdruck zerschlagenen Fenster des Elefantenhauses. Die beiden Dickhäuter stehen jetzt nicht mehr friedlich in ihrer Ecke. Sie zerren an den Ketten und reißen sich schließlich los, drücken die schwere, mit armdicken Eisenriegeln gesicherte Tür zum Freigehege ein und stürmen trompetend vor Angst hinaus. Dick lagert der Qualm über dem Gehege. Der kleinere Elefant ist zu weit nach vorn gerast, er strauchelt und fällt in den Graben. Ihm stürzt Laxemy, die große indische Elefantenkuh, die vom Wuppertaler Zoo eingestellt worden war, nach. Auch sie fällt in den Graben, aber der Leib des anderen Elefanten gibt ihr die Möglichkeit, über die Grabenwand hinweg in den Zoo zu gelangen. Dort bleibt sie völlig verstört, von Brandwunden bedeckt, in dem Winkel zwischen dem Nashorngehege und der Elefantenfreianlage stehen. — Auch das Nilpferdgehege hat einen Volltreffer erhalten. Die drei Nilpferde liegen, äußerlich unversehrt, aber mit zerplatzten Lungen, tot in ihrem Gehege. Gleichzeitig zerstörte dieselbe Bombe die Menschenaffenstation. Von den beiden dort untergebrachten Schimpansen ist vorläufig nichts zu sehen. Sind sie mit dem Leben davongekommen? Nein. Von Angst getrieben, haben sie sich im Schornstein versteckt und sind dort erstickt, wie man am Morgen des 14. Februar feststellte.

Was aber geschah im Raubtierhaus? Einige Brandbomben und ein Phosphorkanister hatten dieses Haus getroffen. Die Käfige waren unversehrt. Die Raubtiere befanden sich in ihren Käfigen. Kein Tier konnte fliehen. Sie mußten auf Anordnung einer Militärbehörde am nächsten Morgen erschossen werden. Das gleiche Schicksal ereilte auch die Bären. — Das Aquarium war nur leicht beschädigt. Die Scheiben der Becken waren geplatzt und das Wasser hatte sich ins Innere des Hauses ergossen. Mit Seilen mußten die ersticken Krokodile aus ihren Behältern gezogen werden. — Noch immer stand der Elefant an seinem Gehege. Der Inspektor schickte den Elefantenwärter zum Eingang, damit er dort helfe. Als er zurückkam, hatte das Militär dem Elefantenleben ein Ende gesetzt. Auch der in den Graben gestürzte Elefant war erschossen worden. Schwere Brandwunden bedeckten seine rissige Haut. Auf den Bäumen kletterten Affen umher. Teilweise waren sie aus dem brennenden Affenhaus entkommen, teilweise waren es die Rhesusaffen aus der Freianlage. Ein Baum war in die Freianlage gestürzt und hatte ihnen die Brücke zur Freiheit gegeben. Tagelang noch trieben sie sich in Strehlen umher, stahlen Lebensmittel in den zerstörten Wohnungen und schliefen irgendwo in den Trümmern. Am 17. April kam der letzte Angriff. Lebende Tiere gab es kaum mehr. So konnten die 61 Sprengbomben, die auf das Zoogelände fielen, nur noch Häuser zerstören und Ruinen zertrümmern.

Das also geschah am 13. und 14. Februar 1945 im Zoo. Das war das Schicksal der Tiere, an das wir auch denken wollen, wenn wir die Verluste betrauern, und uns schwören, mit allen Kräften zu verhindern, daß jemals solches Leid wieder über uns kommen kann, über Mensch und Tier.

## ***Wie Tiere gefangen werden***

Im vergangenen Jahrhundert kamen viele Wildtiere mehr oder weniger zufällig in die Zoologischen Gärten. Oft brachten Matrosen von ihren Überseefahrten exotische Tiere mit, die von Eingeborenen gefangen, gezähmt und zum Spiel in den Siedlungen gehalten worden waren, wo sie

dann von einem Reisenden entdeckt und gekauft wurden. Mitunter brachten auch Forschungsexpeditionen seltene Exemplare der Tierwelt des von ihnen bereisten Gebietes mit, aber wer wollte sich schon die Mühe machen, ein junges Nashorn oder ein Antilopenkind aus dem Inneren Afrikas an die Küste zu befördern? Muß doch für die Wartung und sorgsame Pflege eines solchen Tieres viel Zeit aufgebracht werden, die manche Verzögerung um Tage, vielleicht sogar Wochen, für eine Forschungsreise bedeuten würde. Affen und Papageien lassen sich dagegen leichter transportieren und tauchten deshalb auch häufiger in den Menagerien des 19. Jahrhunderts auf.

Heute liegen die Dinge grundlegend anders. Tierfänger sind in allen Teilen unserer Erde tätig, um Wildtiere einzufangen, die von unseren Zoos benötigt werden. Im Kongogebiet Westafrikas wird der Fang der erst vor kurzem (1901) entdeckten Urwaldgiraffe, des Okapis, planmäßig betrieben. 25 Neger beschäftigt die mitten im tropischen Urwald liegende Fangstation. In ihrer Umgebung sind auf den Wechsellern dieses scheuen Tieres insgesamt 250 Fanggruben angelegt, die täglich kontrolliert werden. Oft dauert es Monate, bis sich ein Okapi in einer solchen Grube gefangen hat. Viel häufiger geraten kleinere Tiere in diese Fanggruben. Sie werden freigelassen. Gleichzeitig aber muß der alte Zustand der Falle wiederhergestellt werden. Große Blätter werden herangeschleppt. Die Grube wird verdeckt und damit für das aufmerksame Auge des Okapis unsichtbar gemacht. Hat sich wirklich einmal ein Okapi gefangen, so wird rings um die Grube ein Kral gebaut. Durch Abschrägen einer Grubenwand wird es dem Tier ermöglicht, seine Falle zu verlassen. Während sich das Tier im Kral befindet und seine erste Mahlzeit in Gefangenschaft erhält, bauen die Neger einen Laufgang, der bis zu einer Lichtung im Urwald führt, wohin ein Lastwagen gelangen kann. Oft ist dieser Gang Hunderte von Metern lang. Bis in die Höhe der Ladefläche des Wagens, die ebenfalls durch ein Gatter abgegrenzt ist, bauen sie eine Böschung, die es dem Tier ermöglicht, bequem den Wagen zu ersteigen. Schon nach kurzer Zeit läuft das Okapi den Gang entlang. Das Lastauto bringt nun den Frischfang zur Eingewöhnungsstation. Dort werden die Okapis auf eine Ersatznahrung umgewöhnt und handzähm gemacht, ehe sie die weite Flußreise auf einem Dampfer zur Küste antreten. Das Okapi gehört zu den wertvollsten Tieren, die ein Zoo besitzen kann. — Mit den Giraffen verfährt man meist nicht so schonungsvoll. Jungtiere werden von reitenden Fängern mit der Stockschlinge eingefangen und in enge Transportkäfige gebracht, die durch ihre Enge verhindern, daß sich die scheuen Tiere verletzen. Auch hier findet der Transport mit Lastkraftwagen statt. Das Eingewöhnungslager liegt meist an der Küste.

Orang-Utans und Schimpansen, die beide bei Gefahr auf die Bäume flüchten — ja, der Orang verläßt die Bäume während seines Lebens kaum —, werden mit Netzen gefangen. Ist einer der behaarten Riesen entdeckt, so beginnen die Fänger rings um den Baum, den das Tier als Zufluchtsort gewählt hat, alle Vegetation abzuholzen, bis der Baum frei auf einer Lichtung steht. Dann folgt der schwierigste Teil der Arbeit. Auch der Baum, in dessen Krone sich der Affe verborgen hat, wird nun gefällt. Mit lautem Krach neigt sich der Stamm. Im gleichen Moment, wo das Tier auf den Boden fällt und meist durch den Sturz etwas benommen ist, springen die Fänger herbei und werfen ihm dicke Netze über den Kopf. Vergeblich versucht sich der Menschenaffe zu befreien und verstrickt sich dabei noch mehr in den Maschen des Netzes. An einen dicken Ast gebunden, wird das Tier ins Lager getragen.

Nashörner können nur im Kindesalter eingefangen werden. Hierbei ist es notwendig, das Muttertier zu vertreiben, denn Nashörner bleiben, beinahe bis sie erwachsen sind, bei der Mutter. Die Mutter zu ersetzen, ist nach dem Fang die Hauptaufgabe des Fängers. Hat er Ziegen oder andere Haustiere bei sich, so ist das nicht schwer. Bald freundet sich der junge Dickhäuter mit den neuen Spielgefährten an, nimmt das ihm gereichte Futter und trinkt schließlich in gierigen Zügen aus der ihm dargebotenen Milchflasche.

Schlangen werden häufig mit Reusen oder Schlingen gefangen. Am leichtesten geht das, wenn diese Reptilien Beute gemacht haben. Träge liegen sie nun in ihrem Versteck und geben sich ganz der Verdauung hin. Ihre Angriffslust ist in dieser Zeit stark eingeschränkt. Richtet sich das Tier züngelnd auf, so gleitet auch schon die Schlinge über den Kopf, und einige beherzte Männer springen herbei, um den sich windenden Leib in einen Sack zu stecken.

Die größten Sorgen jedoch bereitet dem Fänger die Reise über den Ozean, denn neben den Strapazen der Schifffahrt müssen sich die Tiere an die Futterumstellung und die Klimaänderung gewöhnen. Wahrhaftig, unsere Zootiere haben ein abenteuerliches Leben hinter sich, ehe sie zu uns in den Garten gelangen.

Das Leben in der Gefangenschaft aber wollen wir ihnen so angenehm wie möglich machen.

## ***Zahme und wilde Zootiere***

Wer die Ankunft eines der letzten großen Tiertransporte miterlebt hat, wird sich vielleicht darüber gewundert haben, daß beim Ausladen der Zebras die Zuschauer nicht an das Gehege herangelassen wurden und daß sich im Gehege entlang des Gitters Tierpfleger aufstellten. Was hatte das für einen Sinn? Wie die meisten unserer neuen Tiere, sind auch die Zebras Frischfänge, sie sind also erst seit kurzer Zeit in Gefangenschaft. Jedes Wildtier hat das Bestreben, vor den Menschen zu fliehen, denn im Umweltbild der Wildtiere hat der Mensch Feindbedeutung. Es ist sehr häufig passiert, daß Zebras, Antilopen, Hirsche oder Giraffen, die in ein neues Gehege kamen, die Flucht vor dem Menschen ergriffen, ins Gitter rannten und sich schwere, oft sogar tödliche Verletzungen zuzogen. Auch das Gitter ist für das Wildtier etwas Neues und Ungewohntes. In freier Wildbahn gibt es zwar Gestrüpp, dichtes Unterholz und Dornengebüsch, das den Weg versperrt, aber doch im Augenblick höchster Gefahr ohne erheblichen Schaden für das fliehende Tier durchbrochen werden kann. Es ist wahrscheinlich, daß die Gitterstäbe im Umweltbild der Zootiere die Bedeutung eines Gebüsches haben, denn immer wieder kann man erleben, daß besonders Jungtiere, vom Besucher erschreckt, fliehen und dabei ins Gitter springen. Hierin ist auch der Grund zu suchen, weshalb das Mitnehmen von Hunden in den Zoologischen Garten untersagt ist und weshalb auch jedes Auto innerhalb des Zoogeländes nur langsam fahren darf. Die Zootiere haben zwar zum größten Teil ihre Angst vor dem Menschen verloren, sie sind zahm geworden. Der Mensch hat für sie nicht mehr die Bedeutung eines Feindes. Aber diese Zahmheit besteht nicht gegenüber Hunden, Autos und anderen für sie ungewohnten Dingen. Was heißt es also, ein Tier zahm zu machen? Im Grunde genommen bedeutet es nichts anderes, als ihm die Fluchtreaktion zu nehmen. In der afrikanischen Steppe kann man sich einer Zebraherde etwa bis auf 200 Meter nähern, ehe die Tiere die Flucht ergreifen. Der Fluchtabstand der Zebras gegenüber den



Menschen beträgt also 200 Meter. In Gebieten, wo diese Tiere nur selten mit Menschen zusammenkommen, mag er etwas kürzer, in anderen Gebieten, wo sie ständig gejagt werden, wird der Fluchtabstand größer sein. Gleichzeitig kann man dabei ein Gesetz feststellen. Je kleiner das Tier, um so kleiner auch der Fluchtabstand, je größer das Tier, um so größer auch der Fluchtabstand. Einer Eidechse, einer Kohlmeise, einem Wiesel kann man sich auf eine bedeutend kürzere Entfernung nähern als etwa einem Krokodil, einem Kranich oder einem Hirsch, wobei natürlich immer vorausgesetzt wird, daß der sich nähernde Mensch von dem Tier gesehen wird. Es ist somit eine der Grundaufgaben des Tierpflegers, seinen Zöglingen die Fluchttenz zu nehmen, sie zahm zu machen. Gelingt ihm das nicht, so wird das Tier in einer ständigen Spannung leben. Es möchte vor den Besuchern fliehen, aber es wird durch das Gitter gehindert. So läuft es schließlich an der den Besuchern abgekehrten Gitterseite unruhig auf und ab.

Aber auch aus anderen Gründen noch muß ein Zootier zahm sein. Man denke nur an den Krankheitsfall. Wie sollte das Tier behandelt werden, wenn es beim Nahen des Menschen ängstlich flieht. Unter diesen Gesichtspunkten muß also auch die Forderung verschiedener Besucher, den Tieren riesige Freigehege zu geben, betrachtet werden. Wird es in solchen Freigehegen gelingen, das Tier zu zähmen? Wird es gelingen, im Falle der Krankheit, man denke nur an das Auftreten einer Maul- und Klauenseucheepidemie, die Tiere einzufangen und zu impfen? Zahmheit ist also auch hierbei die Voraussetzung. Vor allem aber: Ist nicht gerade der unmittelbare Kontakt zwischen Mensch und Tier das Reizvolle an einem Zoobesuch? Wieviel wertvolle Erziehungsarbeit durch diese Begegnung des Menschen, vor allem des Kindes, mit dem Tier geleistet wird, kann nur begreifen, wer bei seinem Zoobesuch Tiere und Menschen, vor allem aber Kinder, beobachtet. Ich erlebe diese Freude täglich, wenn ich am Gehege der Meerschweinchen vorbeigehe und die Kinder auf der niedrigen Umrandung sitzen sehe, ein Meerschweinchen auf dem Schoß, das sie ganz innig streicheln und an ihr Herz drücken, oder wenn ich die erstaunten Ausrufe der Kinder höre, die zum ersten Male unsere Schimpansen sehen: „Mutti, die haben richtige Hände und Augen wie Menschen“, dann muß jeder etwas fühlen von den großen Aufgaben, die dem Zoologischen Garten gestellt sind, die Liebe zu allem Lebendigen im Kinde zu wecken.

## ***Noch einmal gut gegangen***

Es war ein trüber Herbsttag. Die Uhr zeigte wenige Minuten nach 7 Uhr an. Noch waren die Tore des Zoologischen Gartens geschlossen. In dieser morgendlichen Stunde werden alle Arbeiten verrichtet, die unter Ausschluß der Besucher vorgenommen werden sollen. Für diesen Morgen war das Umsetzen zweier Löwen vorgesehen, die während des Sommers in einem Zirkus eingestellt und nun wieder in ihren Zoo zurückgekommen waren. Noch befanden sie sich in einem kleinen Zirkuswagen. Aus dem Wagen mußten sie in Kisten umgesetzt und aus den Kisten in die Käfige im Raubtierhaus gelassen werden. Die große Raubtierkiste war an den Zirkuswagen herangeschoben worden, so daß die beiden Öffnungen sich gegenüberstanden. Nur ein kleiner Spalt blieb zwischen Kiste und Türöffnung, wenige Zentimeter breit. Dort konnte kein Löwe hindurchschlüpfen, dachten wir. Aber es kam anders.

Zuerst soll die Löwin den Zirkuswagen verlassen. Unruhig läuft sie am Gitter hin und her. Manchmal schaut sie in die Kiste hinein. Aber sie setzt nur eine Pranke auf die Schwelle. Dann zieht sie den Kopf wieder zurück. Sie hat keine Lust, in die Kiste zu schlüpfen. So bleibt uns nichts anderes übrig, als sie etwas anzutreiben. In dem Augenblick, als sie wieder vor der Kistenöffnung steht, erhält sie einen kleinen Schlag auf ihr Hinterteil. Erschreckt springt sie nach vorn, nicht in die Kiste hinein, wie wir gehofft hatten, sondern zu dem Spalt hinauf. Mit aller Kraft wird die Kiste an den Raubtierkäfig gepreßt. Aber vergeblich. In wenigen Sekunden hat sie den Kopf zwischen Kiste und Raubtierwagen hindurchgezwängt und ist im Freien. Jetzt darf um alles in der Welt kein Lärm gemacht werden. Ruhig verhalten! Die Löwin setzt sich in Trab. Richtung Zooeingang. Dann aber biegt sie ab zum Wohnhaus, läuft in den Vorgarten hinein bis zum Zaun an der Tiergartenstraße. Dort macht sie kehrt und nähert sich wieder dem Haus. Im nächsten Augenblick ist sie durch ein Kellerfenster verschwunden. Alles atmet auf. Das ist noch einmal gut gegangen. Zu welchem Kellerraum aber gehört das Fenster? Zum Männerumkleideraum. Die Tür muß verschlossen sein. Die Löwin ist also eingesperrt. Schnell wird die Raubtierkiste vor dem Kellerfenster aufgestellt. Ein Blick in den Umkleideraum hinunter läßt uns die Löwin erkennen, die aufmerksam vor einem Spiegel sitzt und ihr eigenes Spiegelbild betrachtet. Aber dort in der Ecke, nahe der Tür, sitzt doch noch ein lebendiges Wesen! Wahrhaftig, es ist unsere Katze. Geduckt hockt sie an der Wand. Jetzt geht die Löwin langsam auf die kleine Katze zu und bleibt vor ihr stehen. Beide fauchen sich an, und beide haben anscheinend voneinander Angst. Inzwischen ist ein Tierpfleger hinabgeeilt und betritt den Raum. Die Löwin weicht zurück, springt auf den Tisch und von dort zum Fenster hinauf in die Kiste hinein. Geschafft!

Als eine halbe Stunde später die ersten Besucher den Zoo betreten, ahnen sie nicht, daß noch vor kurzer Zeit eine erwachsene Löwin im Garten spazierenging.

Bedeutend gefährlicher war ein anderes Erlebnis, das unsere Schlosser mit dem Rothirsch Robert hatten. Robert ist von Natur aus ein gemütlicher Bewohner unseres Tiergartens. Wenn aber der Herbst naht, kommt er in Brunststimmung. In dieser Zeit erkennt man ihn nicht wieder. Er läuft aufgeregt durch sein Gehege, treibt die Besucher vom Gitter hinweg und läßt sein überschüssiges Temperament an irgendwelchen harmlosen Gegenständen aus. Für diesen Zweck geben wir ihm Äste in das Gehege hinein, die er als Ersatz für den fehlenden Rivalen betrachtet und mit bewundernswerter Kraft umherwirft. Aber das genügt ihm nicht. Auch die Hirschhütte und vor allem die Zugtür muß bearbeitet werden. Er schlägt mit seinem Geweih dagegen, daß es kracht.

Reparaturen sind in dieser Zeit laufend notwendig. So hatte er wieder einmal die Hüttentür aus ihrer Zugvorrichtung gehoben, und die beiden Schlosser mußten sie reparieren. In der Hütte stand ein Schlosser auf der Leiter, während der andere unten die Leiter hielt und seinem Kollegen das Handwerkszeug hinaufreichte. Vor der geschlossenen Tür im Gehege stand Robert. Außerhalb des Geheges an der Zugvorrichtung der Tür befand sich ein Wärter. Als der Schlosser die Kette in Ordnung gebracht und die Räder hineingehoben hatte, rief er dem Wärter zu, er solle die Tür ein kleines Stück aufziehen, damit er sehen könne, ob die Zugvorrichtung wieder funktioniert. Der Wärter aber zog die Tür völlig auf. Darauf hatte Robert nur gewartet. Wie ein Blitz war er in der Hütte drin, aber noch schneller waren die Schlosser aus der Hütte heraus. Der

Schlosser auf der Leiter bemerkte mit Entsetzen, wie der Rothirsch plötzlich unmittelbar unter ihm stand, das Geweih senkte und die Leiter bearbeitete. Mit einem Sprung landete er von seinem erhöhten Sitz neben dem Hirsch, der sich — das war die Rettung — nur mit der Leiter beschäftigte. Inzwischen hatte auch der andere Schlosser die Hütte verlassen, und beide rannten in unglaublicher Geschwindigkeit zum Gehegegitter, das sie schnell überstiegen.

Hinter ihnen aber knallte und krachte es. Die Leiter zersplitterte. Robert ließ seine ganze Wut an der Leiter aus. Ein drittes kleines Erlebnis soll diesen Bericht über außerordentliche Vorkommnisse im Zoo abschließen. Es war im letzten Sommer, als Dresden von einem schweren Gewitter heimgesucht wurde. Ein Blitz folgte auf den anderen. Plötzlich eine furchtbare Helligkeit und ein ohrenbetäubender Schlag. Im Vogelhaus kreischen die Papageien und die Affen auf. Dann ist es wieder völlig ruhig. Wie erstarrt stehen die Besucher im Vogelhaus, wo sie vor dem Regen Schutz gesucht hatten. Sämtliche Papageien liegen auf dem Boden ihrer Voliere, als wären sie mit Schrot erschossen worden. Wenige Meter vom Tierhaus entfernt ist ein großer Baum vom Blitz aufgerissen worden. Bald erholen sich die Vögel wieder. Keiner ist verletzt. Ein Besucher, der in der Nähe des Baumes gestanden hat, ist mit einem kleinen Schlag davongekommen. Auch diesmal war es wieder gut gegangen. Glück muß man haben.

### ***Tierliebe allein tuts nicht***

In den letzten Tagen war im Anzeigenteil der Dresdner Zeitungen unter der Überschrift Stellenangebote auch eine Anzeige des Zoologischen Gartens zu finden: Tierpfleger gesucht. Zahlreich und oft grundverschieden waren die Bewerber, die sich in der Verwaltung des Zoologischen Gartens gemeldet haben. Ebenso verschieden aber auch sind die Vorstellungen, die man über den Tierpflegerberuf hat. Manche glauben, daß die Arbeit des Wärters nur aus dem Säubern der Stallungen und Gehege sowie dem Abfüttern der Tiere besteht. Andere wiederum meinen, daß ihre große Zuneigung und Liebe zum Tier genügt, um diesen Beruf auszufüllen, und nicht selten melden sich Zierfischliebhaber oder Kaninchenzüchter, die dann erstaunt sind, wenn sie hören, daß auch körperlich schwere Arbeiten von ihnen verlangt werden müssen, wie etwa das Tragen gewichtiger Futtersäcke oder das Schieben schwerbeladener Karren. Nein, die Tierliebe allein genügt nicht, denn allzuleicht verlischt das Flämmchen der Begeisterung unter der Wirkung der harten und oft schmutzigen Tätigkeit. Auch eine gewisse Fertigkeit in handwerklichen Dingen muß von einem guten Tierpfleger erwartet werden, denn in dem Moment, wo die Gefahr des Ausbruchs eines Tieres, vielleicht sogar eines Löwen, Bären, Büffels oder Elefanten besteht, muß sofort gehandelt werden, und es kann keinesfalls gewartet werden, bis der herbeigerufene Schlosser oder Tischler eintrifft. Drei Jahre etwa dauert die Zeit der Ausbildung. In dieser Zeit muß der neue Wärter sämtliche Reviere des Zoologischen Gartens nacheinander durchlaufen. Oft wird dabei auch sein Mut und auch seine Geistesgegenwart auf die Probe gestellt. Ein guter Tierpfleger wird von dem Tier als Artgenosse betrachtet. Bis er sich aber diese Stellung errungen hat, dauert es oft eine ganze Zeit. Die meisten Herdentiere haben eine Rangordnung in ihrem Rudel ausgebildet. Diese Rangordnung wird durch harte Kämpfe ausgefochten. Verpaßt es zum Beispiel der Elefantenwärter, sich gegenüber seinem Pflegling durchzusetzen, und zeigt er ihm nicht, daß er der Überlegene ist, so muß er dieses Versäumnis eventuell mit seiner Gesund-

heit oder gar mit seinem Leben bezahlen. Als es galt, für unsere Elefantenuh Carla einen Wärter zu finden, der den Elefantenpfleger während des Urlaubes vertreten sollte, wäre dieses Experiment beinahe tragisch verlaufen. Carla schlug mit dem Rüssel nach dem Mann, der sich bei anderen Großtieren durchaus bewährt hatte, versuchte ihn gegen die Wand zu drücken, und eines Tages gelang es ihr sogar, ihn mit dem Rüssel zu packen und zu Boden zu schleudern. Geistesgegenwärtig rollte sich der Tierpfleger blitzschnell zur Seite und entging so der großen Gefahr, unter die Säulenbeine des 40 Zentner schweren Riesen zu geraten. Da sich die meisten Tiere gegenüber ihren Artgenossen anders verteidigen als ihren natürlichen Feinden gegenüber, ist es dem Wärter auch möglich, festzustellen, ob er als Feind oder als Artgenosse angesehen wird. Stößt eine Giraffe mit dem Kopf nach ihrem Pfleger, so ist das eine Verteidigungsform, die von den Giraffenbullen bei den Brunktkämpfen angewendet wird, und somit kann auch der Tierpfleger feststellen, daß er als Artgenosse gilt. Schlägt die Giraffe aber mit den Hufen nach ihm, so kann er daraus ersehen, daß er als Feind betrachtet wird, denn ebenso wird auch in freier Wildbahn der Löwe abgewehrt. Aber nicht nur mit Raubtieren, Elefanten und anderen Großtieren ist es gefährlich, zu arbeiten, sondern auch vor den kleinen Bewohnern unserer Gehege, Käfige und Behälter muß sich der Tierpfleger vorsehen. Giftschlangen, Vogelspinnen und andere Gifttiere wollen ebenso ihren sauberen Käfig haben und gefüttert werden wie jedes andere Tier. Zwar werden bei der Betreuung dieser Tiere alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen, aber trotzdem bleibt es ein Risiko, mit ihnen umzugehen. Kann doch der Biß der Sandviper tödlich verlaufen, und der Biß einer Vogelspinne bringt oft vier Wochen Krankenhausaufenthalt ein, verbunden mit Fieberanfällen und Herzkrämpfen. Das Gift der indischen Brillenschlange kann binnen wenigen Minuten zum Tode führen. Natürlich kann auch die Frau in diesem Beruf ihren „Mann“ stehen. Ja, im Vogelhaus, wo es auf die feinsten Mischungen des Futters ankommt und die Pflege der zarten gefiederten Vertreter der exotischen Tierwelt mit großer Behutsamkeit und Ruhe vorgenommen werden muß, weil die Vögel scheu und schreckhaft sind, hat gerade die Frau gezeigt, daß sie sich besonders gut eignet. Auch Menschenaffen, die möglichst im frühen Kindesalter in die Gefangenschaft gebracht werden, in einer Zeit also, da sie noch den Klammertrieb haben und ständig von der Mutter herumgetragen werden wollen, finden in der Tierpflegerin häufig eine verständnisvolle Ersatzmutter. Und im Tierkinderzoo ist die Frau geradezu unentbehrlich, denn hier gilt es nicht nur Tierkinder zu pflegen, sondern auch die mit ihnen spielenden Menschenkinder zu beaufsichtigen und sie zur Liebe zum Tier zu erziehen. Wahrhaftig, vielseitig und abwechslungsreich ist der Beruf des Tierpflegers.

## ***Osterhasen im Zoo?***

Die Osterzeit im Zoologischen Garten bringt den Kindern besondere Freuden. In den Gehegen der Haustiere herrscht ein munteres Treiben. Osterlämmer laufen im schwarzen, braunen, weißen und gescheckten Fell umher. Im Schweinestall quiecken die kleinen Ferkel der Wild- und Hauschweine. Auf dem Geflügelteich bauen die Schwäne ihr Nest. Im Vogelhaus schauen die nestjungen Wellensittiche aus dem runden Guckloch ihrer Nistkästen und lassen sich von Mutti füttern. Auf der großen Rhesusaffenfreianlage hat eine Affenmutter einem kleinen Affenkind das Leben geschenkt, und im Bärenkäfig führt die Bärenmutter zum erstenmal ihre

kleinen, braunen Bärenkinder — die wie Teddybären aussehen — spazieren. Nach der langen Winterszeit hat die Frühlingssonne die grünen Blätterspitzen aus den Knospen der Bäume und Büsche hervorgelockt — wahrhaftig, die Osterzeit gehört zu der schönsten Zeit im Zoo.

Aber was wäre das Osterfest ohne den Osterhasen? Leider sind Osterhasen in Zoologischen Gärten sehr seltene Gäste. Es mag beinahe unglaublich klingen, wenn man hört, daß die Haltung unseres einheimischen Feldhasen mit zu den schwierigsten Aufgaben gehört, vor die der Tiergärtner gestellt wird. Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts wurden erstmalig Hasen in Gefangenschaft gezüchtet, während des letzten Krieges gelang es dem Baseler Zoo, Feldhasen zur Fortpflanzung zu bringen und sogar in mehreren Generationen zu züchten, und im vergangenen Jahr konnte der Zoologische Garten in Berlin eine gelungene Feldhasenzucht melden. Wo sind die Schwierigkeiten der Haltung unseres „Meister Lampe“ in Gefangenschaft zu suchen? Wir wollen der Wahrheit die Ehre geben: Der Osterhase ist ein sehr unverträglicher Geselle und geht mit seinen Häsinnen gar nicht schonungsvoll um. Außerdem leidet er unter zahlreichen Parasiten, die er mit dem Kot ausscheidet. Eine tägliche Säuberung der Gehege ist also notwendig, da er sich sonst immer wieder infiziert. Die Säuberung ist jedoch schwierig durchzuführen, da „Meister Lampe“ überaus scheu ist und vor dem Pfleger die Flucht ergreift, in das Gitter rennt und sich dabei schwer verletzen kann. Es müssen also — so hat der Zoo in Basel das Problem gelöst — zwei Käfige nebeneinander aufgebaut werden. Das Quartier muß von den Hasen mindestens aller zwei Tage gewechselt werden. Futter und Getränk findet die Hasenfamilie im neuen Heim vor, während der andere Stall gereinigt wird.

Mit seinem kleineren Verwandten, dem Wildkaninchen, wird der Feldhase oft verwechselt, obwohl doch erhebliche Unterschiede zwischen diesen beiden „Langohren“ zu bemerken sind. Der deutlichste Unterschied liegt in der Länge der Ohren. Während der Hase Ohren besitzt, die länger als der Kopf sind, erreichen die Ohren des Wildkaninchens nicht die Länge des Kopfes. Auch in seinem Körperbau ist der Feldhase größer und schwerer als das Kaninchen. Ganz deutlich sind die Verschiedenheiten der Lebensweisen. Das Kaninchen bringt seine Jungen — bis zu 12 Stück kann ein Wurf umfassen — in einer Erdhöhle zur Welt. Sie werden blind geboren, sind also Nesthocker und auf die Pflege der Eltern besonders angewiesen. Der Feldhase dagegen wirft bis zu vier Junge, die sofort hinter der Mutter herhoppeln können, sie sind also Nestflüchter und haben keine schützende Höhle um sich.

Nicht selten werden Junghasen gefunden und künstlich aufgezogen. So können sie auch sehr zahm und zutraulich werden. Vor einigen Jahren erhielt der Dresdner Zoo einen solchen Junghasen, den der Finder seiner Hauskatze zur Aufzucht gegeben hatte. Die Katze hatte dieses seltsame Adoptivkind angenommen und pflegte das Häschen genau so gewissenhaft wie ihr eigenes Katzenkind, das sie ebenfalls aufzog. Das Häschen wurde von der Katzenmutter geleckt und durfte bei Stiefmutter trinken. Leider starb das Hasenkind, ehe es aus dem Säuglingsalter heraus war.

Junge Wildkaninchen aufzuziehen ist dagegen bedeutend leichter, und wir haben sie schon des öfteren mit Hauskaninchen gekreuzt. Wildkaninchen sind im Dresdner Zoo auch völlig frei zu sehen. Sie bewohnen als ungetriebene Gäste die große Wiese am Schwanenteich, wo sie ihren Bau unter den Sträuchern angelegt haben. Wie es alle Wildkaninchen tun, verlassen sie ihn erst gegen Abend. Man muß schon auf sehr leisen Sohlen durch den Garten gehen, wenn man das Glück haben will, sie zu sehen. Beim

leisesten Geräusch geben sie Warnsignal, wobei sie mit den Hinterpfoten auf den Boden schlagen, und in Sekundenschnelle ist die ganze Gesellschaft im Bau verschwunden.

Die Wildkaninchen haben eine seltsame Eigenart, sie fressen einen Teil ihrer bohnenförmigen Kotballen wieder auf, so daß diese also zweimal durch den Darm wandern. Die Aufnahme der Bohnen erfolgt jedoch nur zwischen 9 und 10 Uhr. Offensichtlich handelt es sich dabei um eine Dekkung des Vitaminbedarfes der Tiere. Es ist also durchaus keine krankhafte, sondern eine für Kaninchen und viele andere Nagetiere ganz normale Erscheinung, ja man könnte sogar von einer Art „Wiederkäuen“ sprechen.

Gibt es aber eigentlich auch den eierlegenden Osterhasen? Im Zoo haben Fasanen, Hühner, Schwäne, Sittiche und andere Vögel Eier gelegt, aber ob der Osterhase das auch kann, das entzieht sich leider meiner Kenntnis.

### **Lämmer zum Osterfest**

Das Osterfest ist in unserer Heimat eng verknüpft mit dem Osterhasen und den Ostereiern. Außerdem erwartet das Kind bei einem Zoobesuch in der Osterzeit, daß es auch Osterlämmchen zu sehen bekommt. Wie ist es aber zu erklären, daß der Hase und das Hühnerei beim Osterfest eine so große Rolle spielen? Der Hase ist ein altes Symbol der Fruchtbarkeit. Dasselbe gilt vom Ei. Es gibt ja kein Haustier, daß so fruchtbar ist wie das Huhn. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, daß das Ei zum Wahrzeichen der Fruchtbarkeit wird. Und Fruchtbarkeit für Feld, Tier und Mensch wünschten sich unsere Vorfäter, wenn der Frühling in das Land zog. Nicht uninteressant dürfte es in diesem Zusammenhang auch sein, daß in Fezzan — wie Nachtigall berichtet — der Brauch besteht, die Fruchtbarkeit der Frauen zu vermehren, indem man ihnen die getrockneten Eingeweide junger Häschchen zu essen gibt.

Aber kehren wir zum Osterlamm zurück. Das Schaf hat eine alte kultische Bedeutung, wird häufig als Opfertier genannt, und von den alten Ägyptern wird der Gott Ammon-Re durch einen Widderkopf gekennzeichnet. Durch die Ausgrabungen der Pfahlbauten in der Schweiz ist uns bekannt geworden, daß es schon in vorgeschichtlicher Zeit Hausschafe gegeben hat. Es war aber eine kleine, heute nicht mehr bekannte Rasse, deren Skelette man in den Pfahlsiedlungen, die 6000 Jahre vor Christi gebaut worden sind, fand. Was aus dieser kleinen Hausschafasse, dem „Torfschaf“, geworden ist, wissen wir nicht. Manche Zoologen glaubten, in den ziegenhörigen Bündnerschafen, die man bis vor wenigen Jahren in Graubünden fand, Nachkommen des „Torfschafes“ gefunden zu haben. Ob das jedoch den Tatsachen entspricht, läßt sich schwer beweisen. Mit größerer Wahrscheinlichkeit lassen sich die wilden Stammväter unserer heutigen Hausschaffrasen benennen. Dafür kommen drei noch lebende Wildschafarten in Frage. Eine Art davon ist auch in unseren Wäldern wieder eingebürgert worden, nachdem sie in Mitteleuropa ausgestorben war und nur noch auf Korsika und Sardinien vorkam, der Mufflon. Die Mufflons bewohnen gebirgige Landschaften. Sie leben in Rudeln von 15 und mehr Stück. Die Rudel werden von einem Schaf geführt, während die Bewachung und Verteidigung des Rudels ein Mufflonbock vornimmt. Im Tharandter Wald und in der Sächsischen Schweiz leben einige Rudel dieser schönen Wildschafe. Vor zwei Jahren haben wir vergeblich Jagd auf die Mufflons im Tharandter Wald gemacht. Wir hätten gern einige Stück für den Dresdner Zoo gefangen. Aber die Tiere waren zu klug und gingen

nicht in das Fanggatter hinein. Wahrscheinlich war auch der Winter zu mild, so daß sie noch genug Nahrung im Wald fanden und auf die ausgelegte Lockspeise nicht angewiesen waren.

Die anderen beiden Stammformen sind der steppenbewohnende Arkal von Transkaspien und der Argali Innerasiens.

Das, was uns das Schaf besonders wertvoll macht, die Wolle, ist bei den wilden Stammvätern unserer Hausschafe nicht zu finden. Sie ist also ein Ergebnis der Züchtung, denn die Wildschafe sind Haarschafe. Der Erfolg dieser Züchtung bestand in der Vermehrung und Verlängerung der Unterhaare. Das Fell der Säugetiere besteht aus zwei Schichten, den groben und dicken Oberhaaren und den dünnen, meist gekräuselten Unterhaaren. Der Mensch hat also im Verlauf der Haustierwerdung und der Rassenzüchtung besonderen Wert auf die starke Ausbildung der Unterhaare im Fell des Schafes gelegt. Diese Unterhaare werden so dicht, daß sie beim Scheren in großen zusammengeballten Wollflächen abgehoben werden können. Je weniger Oberhaare in dem Fell der Schafe vorhanden sind, um so feiner ist die Wolle. Bei den Merinoschafen fehlen die Oberhaare vollkommen, und die Unterhaare sind sehr dünn. Das Merinoschaf ist also das Schaf mit der höchsten Wollqualität.

Aber noch ein Wort zu den Karakulschafen, die ihren Namen nach der Stadt Karakul in Innerasien erhalten haben. Sie sind Pelzschafe. Das Fell der neugeborenen Lämmer besteht aus kleinen Wollöckchen, die sich schon wenige Tage nach der Geburt aufrollen. Deshalb müssen die Lämmer, will man Persianerpelze haben, schon in den ersten Tagen ihres Lebens geschlachtet werden, 25 bis 30 Karakullämmer müssen sterben, wenn ein Persianermantel entstehen soll.

Auch der Dresdner Zoologische Garten zeigt seinen Besuchern zahlreiche Hausschafrasen. In der Osterzeit aber begrüßen die kleinen Lämmchen, die munter im Gehege umherspringen oder schwanzwedelnd am prallgefüllten Euter ihrer Mutter trinken, als Osterlämmchen die Besucher.

## **Ausreißer**

Als unsere Seelöwen sich auf eine kleine Wanderung durch den Großen Garten begaben, hat wohl jeder, der von diesem Fluchtversuch aus der Tagespresse erfuhr, sich gefragt, wie es den Seelöwen gelungen ist, aus ihrem Gehege zu entweichen. Niemand hätte diesen ausgesprochenen Meerestieren zugetraut, daß sie die Felsgruppe, die das Gehege abgrenzt, überklettern können. Aber bereits am nächsten Tag führten sie es uns vor. Zuerst kletterte das Weibchen über die Felsgruppe, ihm folgte das männliche Tier. Auf der anderen Seite des Felspanoramas erreichten sie, von Steinquader zu Steinquader springend, dann wieder auf dem Bauch rutschend, den ebenen Boden. Ihre Geschicklichkeit im Klettern war von uns also erheblich unterschätzt worden.

Auch der Mensch ist im Augenblick der Gefahr zu körperlichen Leistungen befähigt, die er im Normalfall, selbst unter Aufbietung all seiner Kräfte nie erreichen würde. Eines Tages brach im Dresdner Zoologischen Garten ein Malaienbär aus. Dieser Bär stand in dem schlechten Ruf, besonders angriffslustig zu sein. Bei seinem Spaziergang durch den Garten kam er auch in die Nähe des Rinderreviers, wo er, um die Ecke einer Hütte biegend, plötzlich dem dort beschäftigten Tierpfleger gegenüberstand. Der Wärter war zu Tode erschrocken. Bevor jedoch der Bär zum Angriff übergehen konnte, sprang der Tierpfleger, ohne Anlauf zu nehmen, auf das Dach der Büffelhütte. Er ist später von seinen Kollegen des

öfteren aufgefordert worden, diese Meisterleistung zu wiederholen, aber so sehr er sich auch bemühte, es ist ihm nie wieder gelungen.

Wenn der Laie von dem Ausbruch eines Wildtieres hört, dann stellt er sich meist schwerverletzte Menschen und blutdürstige Raubtiere vor, die sich auf die wehrlosen Besucher stürzen. Das aber entspricht keineswegs den Tatsachen. Es ist sehr fraglich, wer durch den Ausbruch eines Löwen mehr in Angst versetzt wird, der Besucher oder der Löwe selbst. Die Raubkatze ist durch die neue Umwelt, durch die vielen neuen Eindrücke verwirrt und sucht ängstlich nach einem Unterschlupf. Dafür gibt es zahlreiche Beispiele. In den Vorkriegsjahren gelangte eine Löwin durch die Nachlässigkeit eines Wärters, der die Käfigtür nicht richtig verschlossen hatte, in den Zuschauerraum des Raubtierhauses und von dort durch die offenstehende Tür ins Freie. Dort stand sie einen Augenblick still. Ein etwa dreijähriges Kind erblickte die Löwin und rannte mit den Worten „Liebe Miez streicheln“ auf die Löwin zu. Diese jedoch floh vor dem Kind und verkroch sich in einem Keller, wo sie leicht wieder eingefangen werden konnte.

Die meisten Ausbrüche von Zootieren lassen sich durch irgendeine Unachtsamkeit erklären. Mitunter können natürlich auch Zwischenfälle eintreten, die niemand voraussehen konnte. Als in früheren Jahren ein Rhesusaffe ausgerissen war, kletterte er auch auf die Bärenburg und an einem Drahtseil in das Innere des Bärenkäfigs hinein. Der Bär jedoch war an dem seltsamen Gast so stark interessiert, daß er zur Überraschung der Tierpfleger, die den Affen verfolgt hatten, zum Seiltänzer wurde. Er lief das schräggespannte Drahtseil hinauf. Der Affe floh. Oben, am Mauer Rand angelangt, wollte der Bär sich gerade über die Mauer ziehen, als im rechten Moment ein Wärter herbeisprang und dem Bären einen Schlag versetzte, daß er wieder in sein Gehege zurückfiel. Es muß dabei betont werden, daß es sich keinesfalls um einen dressierten Bären handelte. Daß sich Zootiere, deren natürliche Heimat tropische Länder sind, auch in unseren Klimabereichen lange Zeit halten und selbst ernähren können, beweist die Schilderung eines aus dem Züricher Zoo entflohenen schwarzen Pantherweibchens. Am 11. Oktober war es dem Panther gelungen, durch eine Bruchstelle des Gitters ins Freie zu gelangen. Zehn Wochen später, also mitten im kalten Dezember, entdeckte ein Bergbauer das Tier in einem Heustadel. Er schoß den Panther nieder und verspeiste ihn. In der Zwischenzeit jagte in den Schweizer Zeitungen eine Meldung die andere. Jeder wollte den Panther gesichtet oder seine Spuren entdeckt haben. Wahrscheinlich hat der Panther sich durch Rehe und anderes Wild ernährt. Überreste seiner Mahlzeit sind auch gefunden worden. Menschen hat er nie angegriffen.

Bei der Schilderung dieses Ereignisses könnte mancher Dresdner befürchten, daß er vielleicht eines Tages in der Heide einem Löwen oder Tiger begegnet, der am 13. Februar 1945 entkommen ist. Es sei jedoch hier ausdrücklich festgestellt, daß sämtliche Raubtiere nach dem ersten Angriff erschossen wurden. Allerdings besteht die Möglichkeit, daß Raubvögel, wie etwa Schmutzgeier, Raben und andere gefiederte Räuber noch heute sich in Dresdens Umgebung aufhalten. Immer wieder berichten mir Bergsteiger, daß sie in der Sächsischen Schweiz große Vögel gesehen haben, die sie für Adler oder Geier hielten. Auch wurde in den letzten Jahren wiederholt ein Raubvogel über Dresden beobachtet, dessen Flugbild ebenfalls nicht zu irgendeinem unserer einheimischen Raubvögel paßt. Aber keine Angst. Diese Vögel sind harmlos und die Geschichten von kinder-raubenden Adlern sind längst als Märchen entlarvt worden.



## ***Altern und Tod der Zootiere***

Im Jahre 1951 ist der älteste Insasse unseres Zoologischen Gartens, der Baribal, auch Schwarzbär genannt, in den Armen seines Tierpflegers gestorben. Wahrhaftig in den Armen seines Tierpflegers. Schon längere Zeit war mit dem Ableben dieses Tieres gerechnet worden, hatte er doch bereits ein erhebliches Lebensalter von mindestens 30 bis 35 Jahren erreicht und litt er seit einigen Wochen an Appetitlosigkeit. Von jeher hatte unser „Schwarzer“, wie er von der Zoobelegschaft genannt wurde, den größten Teil des Jahres verschlafen. Eines Tages bemerkte der Wärter, daß sich der „Schwarze“ müde und schwach in eine dunkle Ecke seines Innenkäfigs schleppte, nachdem er wenige Minuten vorher noch ohne jedes Anzeichen einer Krankheit in aller Ruhe und, soweit man das von einem derartig alten Tier noch behaupten kann, körperlicher Frische seine Mahlzeit verspeist hatte. Der Wärter öffnete den Käfig und folgte seinem Bären in den Nachtkäfig, wo er den „Schwarzen“ am Boden liegend vorfand. Er nahm den schweren Bärenkopf auf seinen Schoß und erwartete den Tod seines Schwarzen, der sich schon immer als ein besonders zahmes und gutmütiges Tier ausgezeichnet hatte. Als wir den toten Bären untersuchten, ergab sich, daß verschiedene Zähne bis zum Zahnfleisch herab abgekauert waren. In freier Wildbahn, wo besonders die Raubtiere gezwungen sind, oft unter erheblichen Schwierigkeiten und körperlichen Anstrengungen ihre Nahrung zu erwerben, hätte der Baribal keineswegs ein so hohes Alter erreicht. Und das gilt nicht nur für Bären, sondern auch für die meisten anderen Zootiere. Das Durchschnittsalter der in Gefangenschaft gehaltenen Wildtiere liegt bedeutend höher als das der in freier Wildbahn lebenden.

Allerdings sind die Alterszahlen, die im Brehm, in Lehrbüchern und Lexika zu finden sind, mit größter Vorsicht zu genießen. So findet man oft als Alter für Elefanten 150 bis 200 Jahre angegeben. Diese Zahl entspricht keineswegs den Tatsachen. Das Durchschnittsalter dieses Riesen der Tierwelt beträgt 40 bis 45 Jahre, und das bisher beobachtete Höchstalter liegt bei 65 Jahren. Die unwahrscheinlichsten Alterszahlen werden jedoch bei den Reptilien angegeben. 150 bis 300 Jahre, so kann man nicht selten lesen, sollen Krokodile und Schildkröten alt werden. Wie kommt es eigentlich zu diesen Phantasiezahlen? Bekanntlicherweise gehören die Reptilien zu den wechselwarmen Tieren, das heißt, ihre Körpertemperatur steigt und sinkt mit der Temperatur ihrer Umwelt. Gleichzeitig steigt und sinkt aber auch ihre Vitalität und ihre Freudigkeit, Futter aufzunehmen. Wir haben im vergangenen Jahr drei kleine Panzerechsen, Kaimane, erhalten. Ihr monatliches Wachstum bei einer ständigen Umwelttemperatur von 25 Grad Celsius betrug 4 bis 5 Zentimeter. Hält man jedoch die Tiere bei 16 bis 18 Grad Celsius, so wachsen sie nur wenige Millimeter im Monat. Das war besonders in früheren Zeiten der Fall. Man hielt die wärmebedürftigen Vertreter der exotischen Tierwelt meist viel zu kühl. Auf Grund des unnormal langsamen und nur geringen Wachstums wurde dann das Alter der in ausgewachsenem Zustand in Gefangenschaft gelangten Tiere viel zu hoch geschätzt.

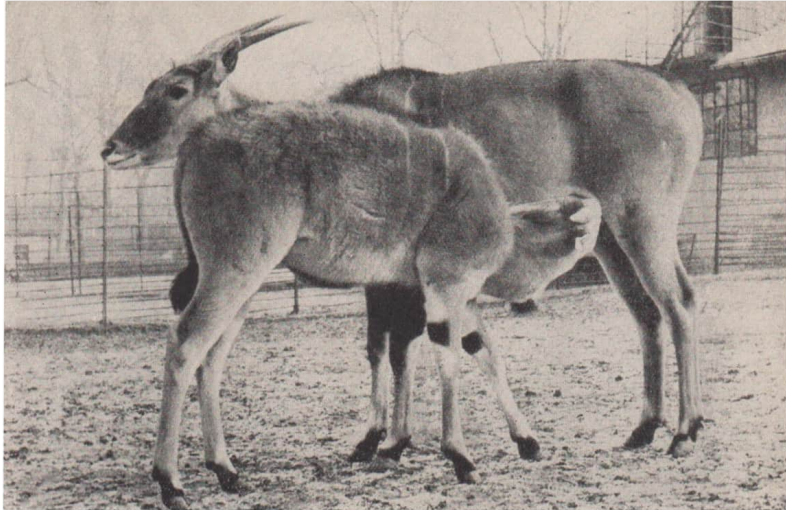
Nicht selten wird auch Krankheit und Tod der Zootiere durch den Zoo-besucher ungewollt und aus falschem Mitleid hervorgerufen. Viele Gäste unseres Tiergartens bereiten sich durch intensives Sammeln von Lebensmittelresten oft schon Wochen vorher auf den Zoobesuch vor. In der Zwischenzeit wird das gesammelte Brot nicht nur steinhart, sondern es verschimmelt auch. Am nächsten Tag hat der Tierarzt alle Hände voll zu



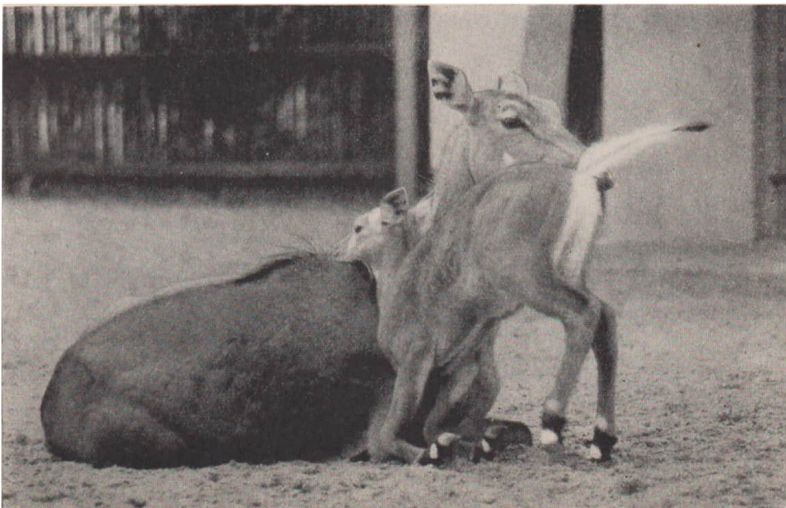
**Nur wenige Wochen alt ist das Braunbärenkind im Futterelmer**



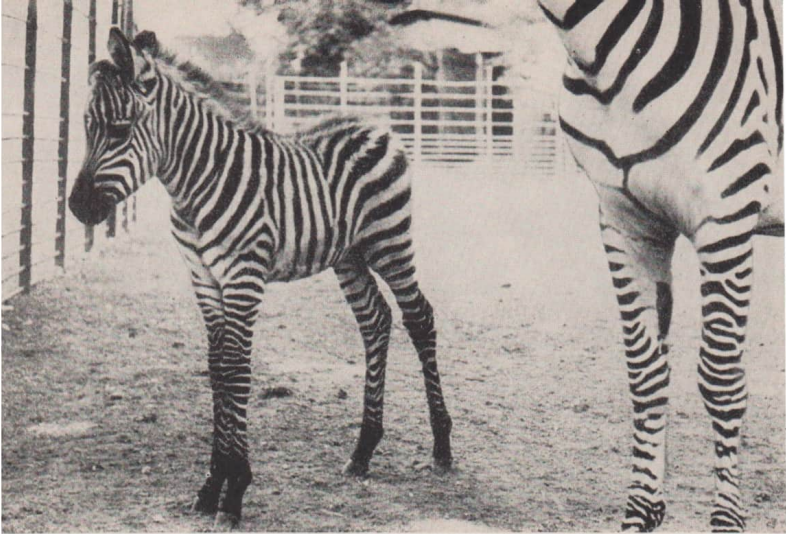
Aus dem Beutel der Mutter schaut das junge Riesenmänguruh heraus. Zeitweilig verläßt es auch den Beutel, kehrt aber immer wieder in ihn zurück



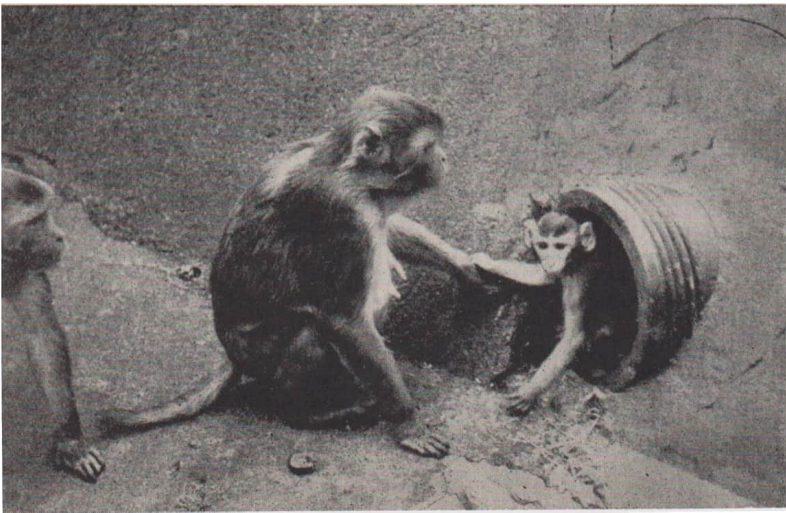
Obwohl das Elenantilopenkalb fast die Größe seiner Mutter erreicht hat, trinkt es immer noch vom mütterlichen Milchquell. Auch das Nilgauantilopenkind (unten) ist durstig und veranlaßt durch Stöße und Puffe seine Mutter aufzustehen, damit es trinken kann







**Struppig wie eine Mähne steht das Fohlenfell des neun Tage alten Zebras vom Rücken des Tieres ab. Der junge Rhesusaffe (unten) wird zwar noch von seiner Mutter betreut, macht aber schon die ersten selbständigen Ausflüge im Affenparadies**



tun, die überfütterten und durch verdorbene Lebensmittel erkrankten Tiere zu kurieren. Schwere Verdauungsstörungen sind fast nach jedem stark besuchten Sonntag an der Tagesordnung. Aber wie gesagt, das Mitleid mit den Zootieren ist unberechtigt. Erstens sind die Tiere nicht hungrig, sondern bekommen alle genügend und gutes Futter, denn die Schwierigkeiten der Futterbeschaffung, wie sie in den ersten Nachkriegsjahren bestanden, sind längst vorbei, und zweitens muß das Betteln der Tiere durchaus nicht auf Hunger begründet sein. Es gibt nämlich viele Tiere, die wahrhaftig nicht wissen, wann sie satt sind und weit über das notwendige Maß fressen. Vor allem aber muß immer wieder festgestellt werden, daß Lebensmittel, die für den menschlichen Genuß nicht mehr tauglich sind, auch für Tiere ungenießbar sind. Wie aber steht es mit den Infektionskrankheiten? Tbc ist in den letzten Jahren selten im Dresdner Zoologischen Garten festgestellt worden. Affen erkrankten in früheren Zeiten häufig an Tuberkulose. Allerdings war dies auf eine falsche Haltung dieser Tiere zurückzuführen. Man glaubte, daß diese Tropentiere nur an besonders warmen Tagen in die Freigehege hinausgelassen werden dürfen, da sich sonst Erkältungen einstellen könnten. Bald jedoch erkannte man, daß Abhärtung richtiger ist als gutgeheizte Räume, und die gesunden Rhesusaffen des Dresdner Zoologischen Gartens, die auch im Winter im Freien gehalten werden und keine geheizten Innenräume kennen, beweisen die Richtigkeit dieser Theorie.

Wollen wir aber schließlich auch beachten, daß Geburt und Tod das Auf und Ab im Tierbestand eines Zoologischen Gartens natürlicherweise bilden müssen, daß es aber das Bestreben eines jeden Zoos sein wird, die Tierhaltung auf den fortschrittlichsten Erkenntnissen aufzubauen und damit seinen Zöglingen nicht nur ein langes, sondern auch angenehmes Leben zu geben.

## ***Seppl, der diebische Turmfalke***

Jedes Jahr werden dem Dresdner Zoologischen Garten junge Turmfalken gebracht. Meist sind sie aus dem Nest gefallen und wurden von Kindern gefunden. Unserem Raubvogelpfeger Heinz Brandt obliegt die sorgsame Pflege dieser Jungvögel. Er muß ihnen die Mutter ersetzen, sie mit Mäusen, Pferdefleisch, Spatzen und anderen Leckerbissen füttern. Schnell wachsen die kleinen Turmfalken heran und werden durch den ständigen Kontakt mit dem Menschen oft sehr zahm. Vor einigen Tagen entwich beim Öffnen der Tür zur Voliere einer dieser kleinen gefiederten Räuber. Er flog zum nächsten Baum und besah sich, zum erstenmal in seinem Leben, die Welt von hoher Warte aus. Aber er blieb im Gebiete des Zoologischen Gartens, ja meist hielt er sich im Bereich der HO-Gaststätte auf. Da er keine Scheu vor den Menschen hat, fliegt er zur Freude vieler Besucher von Tisch zu Tisch. Nur streicheln läßt er sich nicht.

Seinen Ruheplatz hat er auf dem Dach der Gaststätte. Als eines Tages ein Gast sich eine Bockwurst kaufte, geschah das „Ungeheuerliche“. Der ältere Herr setzte den Teller mit der Bockwurst auf einen Gartentisch und wollte sich den Stuhl heranrücken, als Seppl nach Falkenart vom Dach der Gaststätte herabstieß, das Bockwürstchen ergriff und mit dem Würstchen davonflog. Der Gast erstarrte vor Schreck, zumal er den Raub nicht verfolgt hatte, weil er sich in diesem Augenblick um seinen Stuhl bemühte. Nur das herzliche Lachen der vielen anderen Besucher, die den Vorgang beobachtet hatten, gab ihm Aufklärung darüber, daß seine Wurst in den Fängen eines Raubvogels durch die Luft verschwunden war. Aber damit

nicht genug. Es mochte kaum eine Viertelstunde vergangen sein, als Seppl, der Turmfalke, wieder herangeflogen kam und in schnittigem Flug zur Speisenausgabe hinein in das Innere der Küche segelte. Ein Aufschrei der Köchin gab mir die traurige Gewißheit, daß Seppl einen neuen Raubüberfall gestartet hatte. Ehe ich es jedoch verhindern konnte — ich stand etwa zwei Meter von der Speisenausgabe entfernt —, kam Seppl wieder aus der Küche herausgeflogen und trug ein kleines Bündel Sauerkraut mit sich fort. Jetzt allerdings lachte alles Tränen. Zuerst eine Bockwurst und dann noch Sauerkraut, nein, das ist wahrhaftig ein seltsamer Speisezettel für Turmfalken. Um in Zukunft weitere Diebstähle zu verhindern, wird Seppl von uns täglich mehrmals in Freiheit gefüttert, damit er satt wird und seine Raubgelüste nicht aufkommen können. Aber nicht jedes Tier, das von früher Kindheit an vom Menschen aufgezogen wird, bleibt „zähm“ in dem Sinne, daß es seinen menschlichen Pflegeeltern nichts zuleide tut. Es sei an dieser Stelle besonders vor Rehböcken gewarnt. Es kommt nicht selten vor, daß zur Setzzeit der Rehe bei einem Spaziergang durch den Wald Rehkitzen angetroffen werden. Meist glauben die Leute, daß die Tiere von ihrer Mutter verlassen worden sind und nehmen sie mit nach Hause, um sie mit der Milchflasche aufzuziehen. Durch diese liebevolle Pflege schließen sich die Rehe eng an den Menschen an, der für sie zum Artgenossen wird. Soweit mag auch alles gutgehen, aber wenn diese zahmen Rehböcke zum erstenmal in die Brunst kommen, dann wandelt sich plötzlich ihr Wesen. Konnte man bisher ohne Gefahr mit ihnen im Garten umhertollen, so muß man jetzt sehr auf der Hut sein, nicht von ihnen angegriffen zu werden. Das ist nicht verwunderlich, denn in der Brunstzeit wird eben der gleichgeschlechtliche Artgenosse als Rivale empfunden und bekämpft. Scheinbar ruhig naht sich der Rehbock seinem menschlichen Spielgefährten. Den Kopf hochgestellt, mit steifen Bewegungen kommt er heran, und plötzlich senkt er das Geweih. Im nächsten Augenblick ist er auch schon heran und versucht die spitzen Stangen seinem überraschten Pfleger in den Leib zu stoßen. Oft endet dieser Angriff mit schweren Verletzungen. Rehböcke sind also kein Kinderspielzeug. In den ersten Jahren des Wiederaufbaues unseres Zoologischen Gartens wurden mir des öfteren Adressen von Bauern genannt, die ein Rehböckchen besaßen. Wenn ich aber dieses Tier für den Zoo erwerben wollte, so wurde mir meist als Antwort gegeben, daß das Böckchen ein wunderschönes Spielzeug für die Kinder sei, und man wollte sich keinesfalls von ihm trennen. Meine Warnung wurde verlacht, und häufig wurde ich belächelt, wenn ich ihnen prophezeite, daß man vielleicht schon im nächsten Jahr uns bitten würde, das „Spielzeug“ abzunehmen. Und so kam es auch. Entweder erhielten wir einen Brief, daß der Rehbock verkauft würde, oder ich erfuhr, daß man ihn erschießen mußte, weil er die Kinder angegriffen und oft sogar schwer verletzt hatte. Auch das Freilassen des Tieres bedeutet keine Lösung dieses Problems, denn genauso wie Seppl, der Turmfalke, hält sich der Rehbock meist im Gebiete seiner Kindheit auf und gefährdet dann auch andere Menschen, wenn sie in seine Nähe kommen.

Dagegen ist Seppl natürlich ein harmloser Geselle. Bis auf den Diebstahl von Bockwürstchen tut er niemandem etwas zuleide. Auch andere Tiere kann man frei und ohne jede Absperrung halten, wenn sie den Zoo als ihr Standrevier auserkoren haben. Das gilt besonders für die Pfauen, die zu den standorttreuen Vögeln gehören. Den ganzen Tag stolzieren sie frei umher und übernachten hoch oben auf einem Baum im benachbarten Großen Garten, nahe dem Zaun, der den Zoo abgrenzt. Seppl allerdings

mußte in den letzten Tagen seine erste Bekanntschaft mit dem Wasser machen, das ihm bis dahin noch fremd war. Er fiel in den Seelöwentich und wurde pudelnaß wieder herausgefischt. In der warmen Sonne trocknete er bald und hütet sich nun vor dem trügerischen Teich.

## **Fliegende Boten der „Geisterwelt“**

Auch heute noch kann man das Märchen von den „Abgesandten des Teufels“, den Fledermäusen, hören, die sich im Haar der Frauen verfangen. Leider ist es diesem dummen Aberglauben zuzuschreiben, daß noch manche Fledermaus, die als ausgesprochener Insektenfresser ein überaus nützliches Tier ist und uns bei der Vertilgung der Schädlinge unterstützt, wenn sie im Winterschlaf auf den Böden der Häuser oder im Gebälk der Kirchen und Scheunen angetroffen wird, ihr Leben lassen muß. Im Dezember 1953 sind auch im Dresdner Zoologischen Garten zwei große Flattertiere eingetroffen. Es sind Fliegende Hunde. Im Gegensatz zu ihren europäischen, bedeutend kleineren Verwandten ernähren sie sich fast ausschließlich von pflanzlicher Kost und sind deshalb in ihrer Heimat auf den Sundainseln keine erwünschten Gäste der Plantagen, da sie mitunter in großen Schwärmen zu Hunderten über die Bäume herfallen und die Früchte verzehren.

Ihren seltsamen Namen verdanken sie dem hundeähnlichen Kopf. Die großen häutigen Ohren sind in ständiger Bewegung. Jedes Geräusch wird von ihnen wahrgenommen und verfolgt. Unsere beiden Flughunde haben von ihrer langen Reise einen guten Appetit mitgebracht. Kaum hatten sie sich nach Fledermausart kopfabwärts in ihrem Käfig aufgehängt, als sie sich auch schon über die gefüllte Futterschüssel hermachten.

Offensichtlich fühlen sie sich bei uns sehr wohl, denn sie fressen gut, und der Haarausfall, unter dem das Weibchen bei seiner Ankunft in Dresden zu leiden hatte, ist durch die Bildung eines neuen, schönen, rötlichbraunen Felles völlig behoben. Mehrmals am Tage lecken sie mit der weit aus dem Maul herausgestreckten Zunge über die Innenseite der Flughäute, um sie geschmeidig zu halten. Auch für Sauberkeit wird gesorgt. Wenn ein „Geschäft“ verrichtet werden muß, hängen sie sich an dem einzigen noch außerhalb der Flughäute verbliebenen Fingerglied auf, um nach Erledigung der Angelegenheit sofort wieder ihre Ruhestellung — kopfabwärts aufgehängt — einzunehmen. So verbringen sie ihre Tage, und es ist verständlich, daß diese seltsamen Gäste aus den fernen Tropen einen großen Anziehungspunkt für die Zoobesucher bilden.

Aber viele Fragen werden von den Zoobesuchern aufgeworfen, die unbedingt eine Klärung verlangen. Manche glauben, daß die Fliegenden Hunde mit den blutsaugenden Fledermäusen, den Vampiren, gleichzusetzen seien. Das entspricht aber nicht den Tatsachen. Die blutsaugenden Fledermäuse sind Bewohner Südamerikas. (Es ist möglich, daß auch einige einheimische Arten hin und wieder Blut saugen.) Die Reisenden, die diese echten Blutsauger in den amerikanischen Tropen kennengelernt haben, berichten, daß sich diese Fledermäuse in der Nacht auf die schlafenden Reittiere, auf Pferde und Maultiere, setzen und ihnen meist am Widerrist einen anscheinend schmerzlosen Biß zufügen. Der Speichel der Fledermäuse verhindert offensichtlich auch das Gerinnen des Blutes, denn der Blutverlust kann ganz erheblich sein, so daß die Tiere am nächsten Morgen zu schwach sind, um die Lasten oder den Reiter tragen zu können. Aber auch Menschen werden von den fliegenden Blutsaugern angefallen. Lautlos flattern sie heran und verletzen den Schläfer meist an der großen



Zehe oder am Ohrläppchen. Nur das straffgespannte Moskitonetz kann einen Schutz gegen das nächtliche Angezapftwerden bilden. Mit diesen „blutdürstigen“ kleinen Räubern haben also unsere Fliegenden Hunde nichts zu tun.

Eine weitere Frage lautet: Wie findet die Geburt dieser Tiere statt. Da sich Fliegende Hunde schon in Gefangenschaft fortgepflanzt haben und die Geburt beobachtet worden ist, kann auch auf diese Frage eine Antwort erteilt werden. Die Mutter bleibt während des Geburtsvorganges in ihrer hängenden Stellung. Das Junge klammert sich am mütterlichen Körper fest und ist unmittelbar nach der Geburt noch durch die Nabelschnur mit dem Muttertier verbunden. Aber schon nach wenigen Stunden ist das Junge in der Lage, an „eigenen Füßen zu hängen“. Da unsere beiden Flughunde verschiedenen Geschlechtern angehören, besteht also auch die Berechtigung, daß wir auf Nachwuchs hoffen dürfen.

## ***Die leichtfüßige Sitatunga***

„Über 6 Kilometer fuhren wir auf die erstaunliche Erscheinung zu und hielten erst an, als wir nur noch ein paar hundert Meter von ihr entfernt waren. Es war Wild. Und da, gerade vor uns, befand sich die vorderste Linie. Und was für eine Linie! Mindestens zehn Millionen Stück von Zebras und Gnus bedeckten kilometerweit das Feld vor uns. Ich bin mir vollständig darüber klar, wie übertrieben diese Behauptung klingt. Wenn ich nicht eine Stunde darauf verwendet hätte, eine Zahl zu errechnen, die ungefähr die Größe dieser unglaublichen Herde angeben könnte, würde ich gar nicht daran denken, meine Schätzung niederzuschreiben. Die Front der riesigen Herde war 16 Kilometer breit. Wir konnten etwa 45 Kilometer weit die Hänge des Ngorongoro überblicken: und soweit das Auge reichte, sah es Tiere und wieder Tiere!“

Dieser Bericht eines Afrikaforschers stammt aus dem Jahre 1929. Wahrhaftig, es klingt unglaublich, was hier berichtet wird. Aber — so unvorstellbar es für uns auch ist, es entspricht den Tatsachen. Noch vor wenigen Jahren wurden die Steppen Afrikas von zahlreichen Wildherden bevölkert. Derartige Massenwanderungen allerdings, von denen hier erzählt wird, traten nur aller paar Jahre auf und wurden vielleicht durch einen erheblichen Wassermangel hervorgerufen, der sich durch eine zu lange Trockenheit erklärt. Heute hat sich das Bild gewandelt. Man muß schon weit in das Innere Afrikas vordringen, um auf Zebra- und Antilopenherden, die aus einer größeren Anzahl von Tieren bestehen, zu treffen.

Zu den Steppentieren gehören auch die schnellsten Läufer, die es in der Tierwelt gibt. Eine Gazelle legt 100 Meter in 3,7 Sekunden zurück und der Wildesel und der Strauß 100 Meter in 4 Sekunden. Sie erreichen also eine Stundengeschwindigkeit von 97 bzw. 90 Kilometern, eine recht ansehnliche Leistung.

Wenn wir an die tropischen Steppengebiete denken, so stellen wir uns meist die verbrannte, gelbe Grasflur vor, über der die heiße Sonne brütet. Nur selten wird dabei auch an die großen Temperaturunterschiede gedacht, die in der Steppe auftreten können. 40 Grad Celsius im Schatten in der Mittagszeit sind keine Seltenheit, aber 3 Grad Celsius in der Nacht gehören ebenfalls mancherorts mit in den Tagesablauf. Steppentiere müssen also derartige Temperaturunterschiede gut vertragen können. Werfen wir einen Blick auf die Bewohner der trockenheißen Graslandschaften. Die meisten von ihnen leben in größeren Rudeln oder Herden; die Zahl ihrer Zehen ist gering, und ihre Vorderbeine sind länger als die

Hinterbeine. Die beiden letzten Merkmale bedeuten eine Anpassung an das Steppenleben: die Rückbildung des fünfzehigen Fußes zu einem zweizehigen oder — wie es bei den Pferden der Fall ist — sogar einzeiligen Fuß läßt sie leichtfüßiger, schneller werden.

Im Herbst des Jahres 1953 hat der Dresdner Zoologische Garten von dem Zoo Antwerpen neben anderen Tieren auch eine Antilope als Geschenk erhalten. Allerdings gehört diese Art — es ist eine Sitatunga-Antilope, die zu den Sumpfantilopen gerechnet wird — nicht so sehr in das offene Steppenland, sondern vielmehr in feuchte Gebiete, in Sumpflandschaften, dorthin also, wo die Fiebermücken das Betreten dieser Gebiete für den Menschen überaus gefährlich werden lassen. Die langschaligen Hufe der Sitatunga hindern das Einsinken im feuchten Boden. Langsam setzt sie einen Fuß vor den anderen, als wollte sie die Festigkeit der Unterlage prüfen. Ihr stumpfbraunes Fell steht in Büscheln vom Körper ab und zeigt an den Seiten weiße Flecke. Schöne, große dunkle Augen schauen den Besucher an, und in ständiger Bewegung richten sich die großen Ohren jeder Schallquelle zu.

Sie ist völlig zahm. Trotzdem darf man keine schnellen Bewegungen machen, wenn man sich bei ihr im Gehege befindet. Dann springt sie auf und kann sich leicht an den Gitterstäben verletzen. Tritt man aber langsam an sie heran, spricht leise mit ihr und streckt ihr ganz ruhig die Hand entgegen, dann kommt die feuchte, graue Nase und schnüffelt an der Hand, und dann leckt die lange Zunge, die Grasbüschel ergreifen und in das Maul ziehen kann, über die Hand — immer wieder, sie kann gar nicht genug bekommen. Dabei schauen mich ihre großen, dunklen, wunderschönen Augen an.

Nur darf man sich nicht niederhocken, wie es eine Jungtierpflegerin heute tat. Schnell senkte „Sita“, wie wir unseren Antilopenjungen getauft haben, den Kopf und stieß mit seinen gewundenen Hörnern nach ihr. Offensichtlich hat es unserer Antilope von der ersten Stunde an bei uns gefallen, denn sie ist sofort an das Futter gegangen. Jeden Morgen ist ihre Krippe bis auf das letzte Körnchen geleert. In Afrikas Wildnis lebt die Sitatunga nur in kleinen Trupps, oft sogar paarweise oder einzeln. Bis weit über die Knöchel steht sie im Sumpf, um zu äsen, und bei Gefahr taucht sie ganz unter, nur der Kopf schaut dann noch über die Wasseroberfläche hinaus. Durch das zurückgezogene, scheue Leben, das sie führt, kommt sie auch gar nicht häufig in die Zoologischen Gärten. Wir haben also allen Grund, auf unsere schöne Sitatunga stolz und dem Antwerpener Zoo dankbar zu sein, denn es war seit 1945 die erste Antilope, die im Dresdner Zoo ihren Einzugs gehalten hat. Ich bin überzeugt, daß dieses reizende Geschöpf sehr bald viele Freunde finden wird — die wir nur um eins bitten: ihren Liebling nicht zu füttern; denn wir wollen doch recht lange in die wunderschönen, saftigen Antilopenaugen schauen, du, ich und die vielen anderen Tierfreunde.

## ***Albert und Clärchen im Schnee***

Als das Straußenpärchen Albert und Clärchen im Dresdner Zoo gegen Ende des Jahres 1954 eintraf, trugen sie noch ihr Jugendkleid, das sich jedoch schon in der Umfärbung befand. Inzwischen ist aus dem grauen Federkleid des Straußenhahnes ein schwarzes geworden, das am Schwanz und an den Rändern der Flügel mit großen, weißen Federn gesäumt ist. Die Henne ist unscheinbar geblieben, denn das Jugendkleid des Straußes

unterscheidet sich nicht wesentlich vom Federkleid der erwachsenen Straußenhenne. Aber auch die Farbe der Haut des Halses und der Beine des Hahnes hat sich gewandelt. Als Albert zu uns kam, waren der Hals hellgrau und die Beine grau. Bald färbten Hals und Beine zur roten Farbe um. Der Straußenhahn macht seinem Artnamen Rothalsstrauß alle Ehre. Besonders interessant ist es, die beiden großen Vögel in den Morgenstunden zu beobachten. Wenn sie gegen 9 Uhr aus dem Huftierhaus in ihr Freigehege gelassen werden, laufen sie im schnellen Trab mehrere Runden. Dabei erhält man einen kleinen Eindruck von der Leistungsfähigkeit der kräftigen Straußenbeine, die diesen größten Vogel unserer Erde zu einem der schnellsten Läufer im Tierreich machen. Fliegen kann er natürlich nicht mehr. Dazu taugen die großen, schlaffen Federn nicht. Aber bei der Werbung um das Weibchen, bei der Balz, spielen die Flügel eine große Rolle. Sie werden weit auseinandergefaltet, und die ganze Pracht des Federkleides wird der Henne dargeboten.

Vorläufig hat aber Clärchen noch „den Pantoffel in der Hand“. Morgens läuft sie ungeduldig vor der Tür, die den Zugang zum Freigehege verschließt, auf und ab. Und wenn der Tierpfleger einmal später als gewöhnlich die Tür öffnet, weil der kalte Wind zu eisig weht, dann hat Albert nichts zu lachen. Ungeduldig treibt sie ihn im Stalle umher, stellt sich vor ihm mit lang ausgestrecktem Hals auf, öffnet den Schnabel und faucht ihn an. Zuerst antwortet er mit demselben Imponiergehabe. Wenn sie aber keine Ruhe läßt und ihn immer wieder anfaucht, dann streicht er die Segel ein und geht seiner streitbaren Ehegattin aus dem Wege.

Im Freigehege vollführen sie ihren Straußentanz. Mit den Füßen schnell den Boden tretend, drehen sie sich im Kreise. Die Flügel sind dabei abgespreizt. Es sieht aus, als würden sie einen Walzer tanzen.

In den Füßen liegt aber nicht nur die Kraft zu einer schnellen Flucht, sondern auch zu einer wirkungsvollen Verteidigung.

Die größte der beiden Zehen, auf denen der Strauß läuft, trägt einen langen gebogenen Nagel mit einer scharfen Spitze. Wehe dem, der mit diesem Nagel Bekanntschaft macht. Mit einem Fußtritt kann der Leib des Feindes aufgerissen werden. So zweckmäßig auch der Vogel Strauß gebaut ist, zweckmäßig im Hinblick auf sein Leben in den trockenen Steppen-gebieten Afrikas, so seltsam sieht er doch aus. Über dem verhältnismäßig kräftigen Körper ragt der lange dünne Hals auf, der in dem kleinen Kopf endet. Ohren und Nase spielen bei ihm als Sinnesorgan eine geringe Rolle. Er ist in erster Linie ein Augentier. Große Augen sitzen in dem kleinen Kopf. Das obere Lid trägt sogar lange Wimpern, die dem Auge etwas Menschliches verleihen. So kann er von hoher Warte aus über das Steppen-gras hinweg Ausschau nach dem Löwen halten, der neben dem Leopard der Hauptfeind der afrikanischen Steppentiere ist. Wenn Albert und Clärchen sich die Beine im Freigehege ausgiebig vertreten haben, dann wird es ihnen etwas kühl. Besonders die unbefiederten, völlig nackten Oberschenkel sind der Kälte ausgesetzt. Aber Abhilfe kann geschaffen werden. Sie lassen die Flügel nach unten hängen, so daß die langen weißen Federn die Oberschenkel bedecken.

Diese langen, weißen Federn sind es auch, die den Vogel Strauß in der Mode so bekannt gemacht haben. In Afrika, aber auch in Australien und Kalifornien, werden Strauße in großen Farmen gehalten. Jährlich einmal werden die Deckfedern der Flügel und des Schwanzes abgeschnitten. Eine Federernte ergibt bei jedem Strauß dreißig bis vierzig Federn.

Strauße in Gefangenschaft zu züchten, gelingt nur selten. In letzter Zeit hat der Zoologische Garten in Basel eine gelungene Zucht von Straußen

gemeldet. Das Ausbrüten der Eier wird von den Eltern gemeinsam durchgeführt. Tagsüber brütet die Henne, nachts der Hahn.

Wenn Albert und Clärchen auch noch verhältnismäßig jung sind, so hoffen wir doch, daß sie auch bei uns einmal Eier legen und hoffentlich auch ausbrüten werden. Dasselbe hoffen wir von den in Gefangenschaft gut züchtenden südamerikanischen Straußen, den Nandus. Schon jetzt bereiten wir für sie ein großes Gehege vor, das auch mit einigen Sträuchern bewachsen ist, hinter denen sie ungestört ihrem Brutgeschäft nachgehen können. Hoffen wir, daß uns der Osterhase recht viele Nandu- und Straußeneier verspricht. Die Lieferung könnten unsere Straußenvögel aus Afrika und Südamerika dann selbst übernehmen.

### **Bison und Indianer gehörten zusammen**

„Die Bisons, in den naturgeschichtlichen Werken so genau beschrieben, sind in dieser weiten Wildnis ein Gegenstand von großem Interesse und großer Wichtigkeit, da sie, gleich dem Wilden, vor der Annäherung der zivilisierten Menschen schnell verschwinden und in wenigen Jahren nur noch in Büchern und Bildern vorhanden sein werden.“ Diese Worte schreibt Catlin, ein amerikanischer Maler, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu den Indianerstämmen des fernen Westens Nordamerikas reiste, um ihr Leben, ihre Sitten und Gebräuche zu studieren. Sein Buch „Die Indianer und die während eines achtjährigen Aufenthalts unter den wildesten ihrer Stämme erlebten Abenteuer und Schicksale“ gehört auch heute noch zu den wenigen guten Schilderungen, die wir über die Eingeborenen und die Tiere der nordamerikanischen Prärien haben. Leider sollte Catlin mit seiner Prophezeiung recht behalten. Das Vordringen der Zivilisation in Nordamerika, besonders gefördert durch den Bau der Pazifikisenbahn, drängte nicht nur die Indianer zurück, sondern rottete auch den mächtigen Büffel, den bis zu 20 Zentner schwer werdenden Bison, fast aus. Catlin hatte noch das Glück, riesige Herden dieser herrlichen Tiere zu sehen. Er schreibt: „In der Jagdzeit, im August bis September, versammeln sie sich an manchen Orten in solchen Mengen, daß die Prärien buchstäblich meilenweit ganz schwarz erscheinen. Man sieht dann nicht selten mehrere Tausende, in einer Wolke von Staub gehüllt, die von den Stieren aufgewirbelt wird, die sich auf dem Boden wälzen oder wütend miteinander kämpfen. Die Stiere verfolgen beständig die Kühe, und die ganze Masse ist in ständiger Bewegung, wobei alle ein tiefes, dumpfes Gebrüll ausstoßen, das einem fernen Donner gleicht.“

Indianerbüffel sind im Dezember 1953 auch in unserem Dresdner Zoo eingetroffen. Es war ein schwieriges Stück Arbeit, die beiden mächtigen Tiere auszuladen. An die 25 Zentner wogen die Kisten, in denen sie die Reise nach Dresden angetreten hatten. Als es endlich gelungen war, diese schweren, an den Schmalseiten mit dicken Balken gesicherten Kisten an die neue Freianlage zu bringen — der Besucher schaut über einen Graben hinweg, frei ohne Gitter auf diese mächtigen Rinder —, wollte der Bulle seine Kiste nicht verlassen. Erst als wir auch die Kiste der Bisonkuh neben ihm aufgestellt und geöffnet hatten und die Ehegемahlin die neue Heimat betrat, bequeme sich der Bulle, den ersten Schritt in das Gehege zu tun. Unsere Hauptsorge aber war: Werden die an den Seiten aufgestellten Gitter halten? Bisons haben unvorstellbare Kräfte, und mit den Bullen ist meist nicht gut Kirschen essen. Vorläufig scheint es so zu sein, daß die starken Eisenstäbe, die über einen Meter im Boden mit Zement gegründet sind, der Gewalt der Bisons trotzen. Dafür hat der Bulle aber

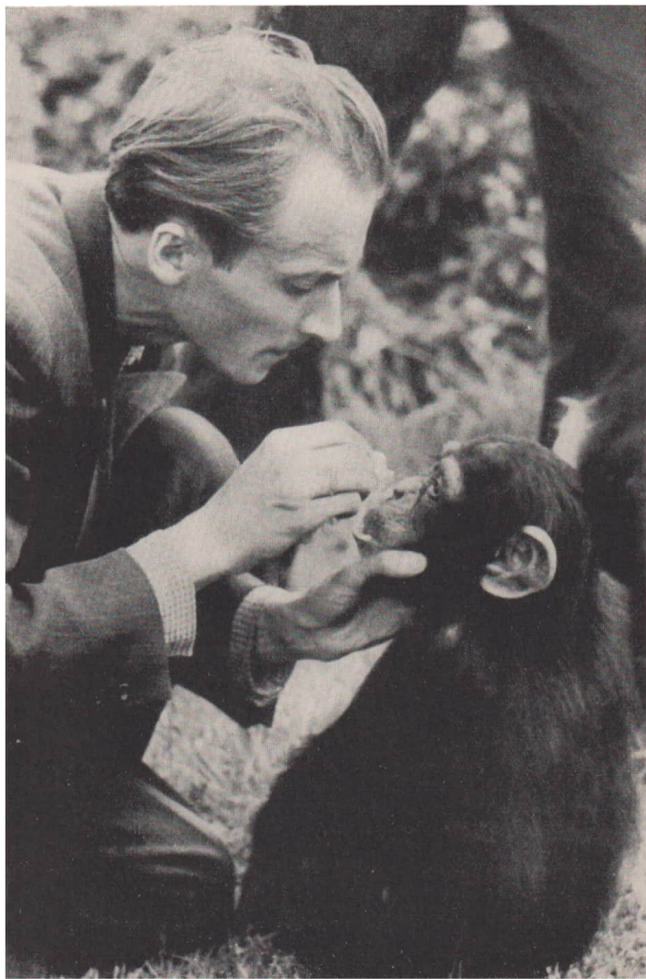
seine Kräfte an der Futterkrippe ausgelassen, er hat sie völlig zu Brännholz zertrümmert. Wenn man in den Wintermonaten den Zoo besucht, kann man diese beiden gewaltigen Tiere in ihrem Gehege stehen sehen, wie ihnen der Atem dampfartig in der Kälte aus den Nasen quillt — unvorstellbar, wie großartig erst der Anblick einer ganzen Bisonherde sein muß, so wie ihn Catlin gehabt hat.

Büffelfleisch war die Hauptnahrung der nordamerikanischen Indianer. Mit dem Ausmerzen des Büffels war also auch das Leben der Indianer eingeengt und ihre Tage gezählt. Leider hat der bekannte Buffalo Bill bei der Ausrottung der Bisons eine traurige Berühmtheit erlangt. War doch eine Jagdstrecke von mehreren hundert Büffeln an einem Tag keine Seltenheit. Welche Schwierigkeiten dagegen bereitete die Büffeljagd dem Indianer, der nicht mit der „Donnerbüchse“, sondern nur mit Pfeilen, Bogen und Lanze dem wehrhaften Riesen zu Leibe rückte. Aber lassen wir noch einmal Catlin selbst berichten:

„Bei der Jagd des Büffels entkleidet der Indianer gewöhnlich sich und sein Pferd, indem er den Schild, den Köcher und jedes Stück seiner Kleidung, das ihm hinderlich sein könnte, wegwirft; in die linke Hand nimmt er den Bogen und fünf oder sechs Pfeile, und an der rechten Hand hängt eine schwere Peitsche, die er auf unbarmherzige Weise gebraucht, um sein Pferd zum schnellen Lauf anzutreiben. Diese Pferde sind so abgerichtet, daß der Indianer sich wenig des Zügels zu bedienen braucht, der auf dem Hals des Pferdes hängt. Während das Pferd sich dem Büffel auf der rechten Seite nähert, wird der Reiter in den Stand gesetzt, seinen Pfeil nach der linken Seite hin abzuschießen; dies geschieht in dem Augenblick, wenn er im Vorbeijagen sich dem Herzen des Tieres gegenüber befindet, das dann den tödlichen Pfeil bis an die Feder empfängt. Wenn der Indianer eine zahlreiche Herde verfolgt, so jagt er gewöhnlich dicht hinter ihr her, bis er ein Tier ausgewählt hat, das er dann sobald als möglich von den übrigen dadurch abzusondern sucht, daß er zwischen dieses und die Herde hineinspringt. Aber bei aller Vorsicht von seiten des Reiters und trotz des Scharfsinns seines Pferdes kommen dennoch Kollisionen vor; denn die Aufregung bei dieser Jagd ist so groß, daß Instinkt und Vernunft ihre Herrschaft verlieren und Roß und Reiter sich dem Tod entgegenstürzen, als geschähe es zum Zeitvertreib oder zum Vergnügen. Ich habe mich stets für sehr vorsichtig gehalten, allein ich bin in dies Dellirium der Jagd verfallen und habe mich mehrmals, mit Staub und Blut bedeckt, von der Prärie erhoben, während meine Flinte zwanzig bis dreißig Schritte von mir mit zerbrochenem Schaft am Boden lag und mein Pferd, eine halbe englische Meile entfernt, ruhig weidete, auf der ganzen Prärie aber, soweit das Auge reichte, kein lebendes Wesen mehr zu erblicken war.“

## ***Leid und Freud im Seelöwenteich***

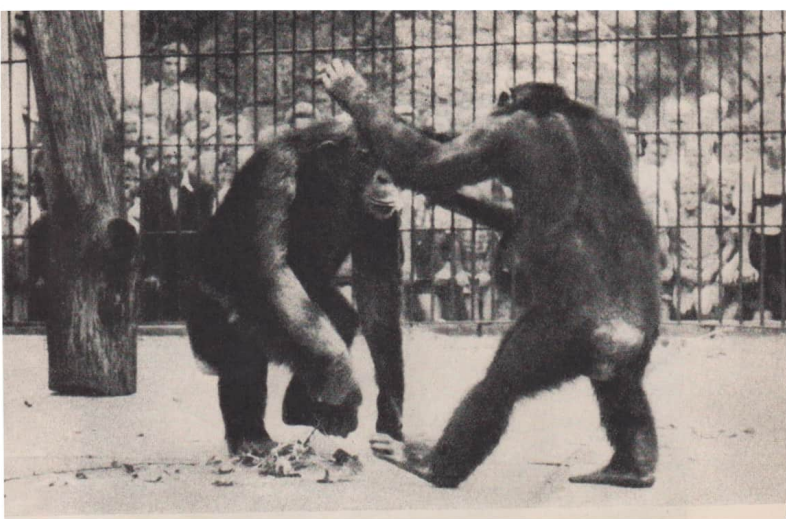
Es war ein großer Verlust für unseren Zoologischen Garten, als im Jahre 1953 unser Seelöwenmann nach kurzer Krankheit starb. Eines Morgens wurde er im flachen Wasser liegend angetroffen. Alle Anzeichen deuteten auf eine schwere Erkrankung. Vor allem mußte natürlich verhindert werden, daß der kranke Seelöwe in das tiefe Wasser geriet, denn dort hätte er, geschwächt wie er war, nicht mehr herausgefunden und wäre ertrunken. Mit Netzen holten ihn deshalb die Tierpfleger an Land und brachten ihn in eine große Transportkiste. Die erste Diagnose, die der Tierarzt stellte, war Verdacht auf Darmverschluß, sie mußte jedoch in



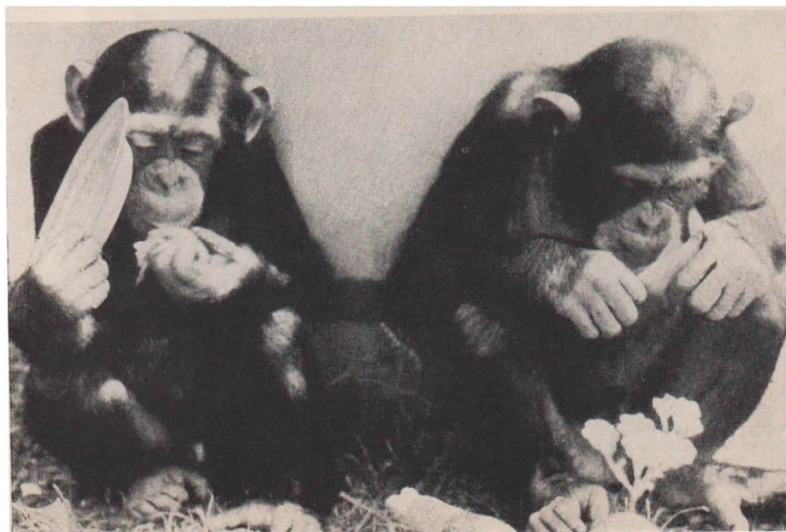
Jacky hatte sich auf seiner Reise von Gelsenkirchen nach Dresden einen Schnupfen zugezogen. Geduldig läßt er sich das Näschen putzen



Als Jacky zum Schimpansenmann herangereift war, begann er seine Imponiertänze aufzuführen



Jacky begrüßt die Schimpansin Susi aus dem Tierpark Berlin-Friedrichsfelde mit einer Tracht Prügel. Im Schatten einer Palme (unten) frühstücken Jacky und Tschita







Als Jacky und Tschita noch Kinder waren, wurden sie in einem Kinderwagen morgens von meiner Wohnung zum Zoo und abends wieder zurückgefahren

dem Augenblick fallen gelassen werden, als sich nach Anwendung von Rizinusöl und Einläufen der Stuhlgang wieder einstellte. Bei Druck auf die Lebergegend stöhnte der Seelöwe, so daß eine Schwellung und krankhafte Veränderung der Leber angenommen werden konnte, was sich auch bei der späteren Sektion des Tieres bewahrheitete. Der Grund dafür blieb jedoch unbekannt. Es wurde alles menschenmögliche versucht, um den Seelöwen zu heilen, aber vergeblich. Von Tag zu Tag wurde sein Zustand bedenklicher, und so trat nach drei Tagen der Tod ein.

Aber auch die Seelöwin machte uns Sorgen. Sie verweigerte, nachdem wir ihr den Gefährten aus dem Gehege genommen hatten, das Futter. Unruhig schwamm sie in ihrem Teich umher und ließ fortwährend die für Seelöwen typischen gauksenden Laute hören. Erst nach einigen Tagen nahm sie wieder Heringe zu sich. Damit fiel uns ein schwerer Stein vom Herzen. Trotzdem war es für mich selbstverständlich, daß ich sobald wie möglich einen neuen Seelöwenmann erwerben würde. Schon nach wenigen Wochen erhielten wir von unserer Regierung die erfreuliche Nachricht, daß uns wieder Devisen zum Ankauf von Zootieren zur Verfügung stünden, und so erwarben wir neben vielen anderen Tieren auch einen neuen Seelöwenmann.

Als er in Dresden eintraf, war jeder gespannt, wie wohl die erste Begegnung ausfallen würde. Als wir die aus großem Drahtgeflecht bestehende Kiste mit dem Seelöwen in das Gehege brachten, wurde unsere Seelöwin unruhig. Immer wieder reckte sie den Hals weit aus dem Wasser heraus, um zu sehen, was dort am Lande wohl geschieht. Als aber der neue Seelöwe mit einem Gauksers ins Wasser sprang, schnellte die Witwe mit einem mindestens ebenso lauten Gauksers wie ein Pfeil aus dem Wasser heraus, sprang auf ihren Felssims und hoppelte schnell in das Innere der Felshöhle. Sie mußte furchtbar erschrocken sein. Sehr bald jedoch lugte sie neugierig um die Felsecke und wagte schließlich auch den Sprung ins feuchte Element zu ihrem neuen und bedeutend jüngeren Gefährten. Damit war die Bekanntschaft geschlossen. Aber nicht nur durch sein jugendliches Alter, sondern auch in seiner Stimme unterscheidet sich der neue Seelöwenmann von dem Verstorbenen. Er blökt nämlich wie ein Schaf. Wahrhaftig, als ich diesen Laut zum erstenmal hörte, glaubte ich, daß ein Schaf aus seinem Gehege entkommen und in die Nähe des Seelöwenteiches gewandert sei.

Während die Seelöwin die Nacht auf ihrem Felssims in der Höhle verbringt, bleibt „Er“ im Wasser. Langsam, in senkrechter Haltung sinkt der torpedoförmige Seelöwenkörper nach dem Grund des Teiches ab und steigt, wenn die Atemluft verbraucht ist, wieder in gleicher Haltung auf. Einen kurzen Augenblick schauen die Nasenlöcher über das Wasser, dann sinkt der Körper wieder hinunter. So ruht unser neuer Seelöwe. Auch wenn der Teich während der Nacht gefroren ist, bleibt doch eine kleine Stelle offen, dort wo die Nasenspitze des Seelöwen immer wieder luftschöpfend an die Wasseroberfläche kommt.

Manchem wird beim Anblick der in eiskaltem Wasser schwimmenden Seelöwen eine Gänsehaut über den Rücken laufen. Vor allzuvielm Wärmeverlust schützt die dicke Fettschicht, die den ganzen Robbenkörper umgibt. Außerdem garantiert sie auch die geschlossene Form des Tieres, die es ihm gestattet, ohne dem Wasser allzuviel Widerstand zu bieten, in meisterhafter Schnelligkeit durch das Wasser zu jagen und seine Beute, die Fische, zu fangen. Hier müssen wir allerdings eine kurze Erklärung der Speisekarte des Seelöwen vornehmen. Wenn wir von Seelöwen sprechen, so meinen wir stets den kalifornischen Seelöwen. Wie der Name

schon sagt, sind die Küstenstreifen Kaliforniens seine eigentliche Heimat. Dort, in freier Wildbahn, fressen die Seelöwen vorwiegend Tintenfische. Tintenfische sind aber keine Fische, auch wenn der Name uns das glaubhaft machen möchte, sondern Weichtiere. Wenn wir also den Seelöwen in Gefangenschaft mit Heringen, Makrelen und anderen Meeresfischen füttern, was einem jeden Zoologischen Garten viel Geld kostet, so ist das nur ein Ersatzfutter für die Tintenfische, die wir so gut wie gar nicht beschaffen können.

Natürlich haben wir die Hoffnung, daß uns auch einmal ein kleines Seelöwenkind beschert wird. Die Seelöwen gebären an Land, und auch die neugeborenen Seelöwen bleiben noch einige Wochen, nachdem sie das Licht der Welt erblickt haben, auf dem Trockenen. Haben sie aber ihr erstes Lebensjahr vollendet und sind schon geschickte Schwimmer, dann kommt der Tag, an dem eine kleine Felsenbucht der kalifornischen Küste plötzlich von vielen Menschen überfallen und mit Netzen abgesperrt wird. Alles, ob jung oder alt, eilt ins Wasser, und die unerfahrenen Seelöwenjünglinge und -mädchen geraten in die Netze. So beginnt ihre Laufbahn im Zoo oder Zirkus.

## **Robben**

Einer der Hauptanziehungspunkte für den Besucher eines Zoologischen Gartens sind die Robben, von denen der Seelöwe am häufigsten vertreten ist. Viele Besucher halten ihn jedoch für einen Seehund. Beide Robbenarten gehören aber zu ganz verschiedenen Familien, die sich leicht durch äußere Merkmale voneinander unterscheiden lassen. Der Seelöwe — in den Zoologischen Gärten ist meist der Kalifornische Seelöwe zu sehen — gehört zu den Ohrenrobben, hat Ohrmuscheln und ist in der Lage, seine Flossen, auch die Hinterflossen, bei der Fortbewegung auf dem Lande unter den Körper zu bringen und sich auf sie zu stützen. Der Seehund dagegen gehört zu der Familie der Seehunde, zu der auch unter anderem die Ringelrobbe, der See-Leopard und die See-Elefanten gerechnet werden. Er hat keine Ohrmuscheln und kann sich auf dem Lande nur auf dem Bauche kriechend fortbewegen, denn seine Flossen dienen ihm nicht mehr als Stütze.

Die Gefangenschaftshaltung der Robben ist nicht leicht. Wie die meisten Zootiere müssen auch die Robben an ein anderes Futter gewöhnt werden. Der Kalifornische Seelöwe ernährt sich in freier Wildbahn fast ausschließlich von Tintenfischen, die ihm in Gefangenschaft nicht geboten werden können. Er muß sich also auf Seefische, besonders Heringe, umstellen. Seefische gehören zu den kostspieligsten Futtermitteln.

Außerdem werden davon große Mengen benötigt, denn ein erwachsener Seelöwe verzehrt an einem Tage bis 10 Kilogramm. Das ist auch der Grund, weshalb in den meisten Zoologischen Gärten höchstens vier dieser Tiere gehalten werden. Während der Kriegsjahre ist in verschiedenen Zoologischen Gärten der Versuch gemacht worden, die Seelöwen mit Süßwasserfischen zu ernähren. Das ging aber nur kurze Zeit. Auch bei zusätzlichen Gaben von Lebertran, Jod und Salz war diese Futterzusammensetzung kein vollwertiger Ersatz. In manchen Situationen ist jedoch der lebende Süßwasserfisch als Futter für Robben unentbehrlich. Seelöwen verweigern nämlich nicht selten das Futter, wenn einer ihrer Artgenossen, mit denen sie das Schwimmbecken geteilt haben, wegen Krankheit oder Tod von ihnen getrennt werden muß. Als im Dresdner Zoologischen Garten von dem Seelöwenpärchen das männliche Tier starb, verweigerte das

Weibchen eine Woche lang jede Nahrung. Erst als wir ihr lebende Süßwasserfische anboten, wurde sie wieder zum Fressen angeregt und nahm schließlich auch die toten Seefische wieder auf. Im Magen toter Seelöwen findet man häufig Steine, die von den Seelöwen — auch in freier Wildbahn — in kleinen Mengen verschluckt werden. Sie bleiben im Magen liegen und wirken bei der Verdauung als Mahlsteine mit. Befinden sich unter diesen Steinen scharfkantige, so kann das zu Verletzungen der Magenschleimhaut und damit zu Magengeschwüren führen. Von den vielen Seelöwen, die an der kalifornischen Küste erlegt und auf ihren Mageninhalt hin untersucht wurden, hatten über 90 Prozent der Tiere Magengeschwüre. Außerdem waren stets Eingeweidewürmer vorhanden. Genauere Untersuchungen ergaben, daß die Eingeweidewürmer der Seelöwen das Wachstum der Magengeschwüre hemmen, weil sie sich besonders von den Gewebesäften der Geschwüre ernähren. Der Seelöwe ist also eines der wenigen Tiere, die nicht entwurmt werden dürfen. Es muß auch darauf geachtet werden, daß im Seelöwenbassin keine oder nur kleine, runde Steine zu finden sind. Ein Seelöwe des Leipziger Zoologischen Gartens starb, weil er zu viel Steine verschluckt hatte. Bei der Sektion wurden in seinem Magen 30 Kilo Steine gefunden.

Die meiste Zeit ihres Lebens verbringen die Seelöwen im Wasser. Im Mai und Juni kommen sie jedoch an Land, wobei sie kleine Buchten bevorzugen, die landeinwärts durch steile Felsen abgeschlossen sind und deren Strand mit Kies oder Sand bedeckt ist. Dort bringen sie ihre Jungen zur Welt. Der Geburtsvorgang findet also an Land statt. Die kleinen, mit einem grauen Jugendkleid bedeckten Seelöwenkinder bleiben die ersten Tage nach der Geburt auf dem Land, wo sie auch von ihrer Mutter gesäugt werden. Ihr Geburtsgewicht beträgt 8 Kilogramm, das Gewicht eines ausgewachsenen weiblichen Tieres dagegen 50 Kilogramm. Männchen können sogar 100 Kilogramm schwer werden. Schon wenige Tage nach der Geburt der Seelöwenkinder paaren sich Mütter und Bullen erneut. Danach währt die Tragzeit ein knappes Jahr.

Das Wachstum der jungen Seelöwen schreitet schnell voran, erhalten sie doch mit der Muttermilch eine sehr fettreiche Nahrung. Als man bei Seehunden den Fettgehalt der Milch gemessen hat, stellte man fest, daß er das Zwölfwache der Kuhmilch beträgt. Die Seelöwenkinder gehen schon bald mit ihren Müttern in das Wasser und verlassen schließlich auch mit der Herde die Rookeries, die felsgeschützten Buchten.

Als natürliche Feinde kommen außer dem Menschen nur Hai und Schwertwal in Frage. In Gefangenschaft treten nicht selten Futterschädigungen ein. Schuld daran ist oftmals die Unvernunft mancher Besucher, die die Tiere mit verdorbenen Fischen füttern. Es muß auch darauf geachtet werden, daß die Seelöwen kein Laub verschlucken, das besonders im Herbst auf dem Wasser schwimmt, denn Zellulose ist für einen Robbenmagen unverdaulich. Die Blätter können sich zusammenballen und zu Verstopfungen oder Darmverschlüssen führen.

Fischgräten werden dagegen völlig verdaut. Im Zoo von Karlsruhe ging ein Seelöwe am Gift von Kröten ein, die er verschluckt hatte.

Bei Seehunden werden mitunter Lungenwürmer gefunden, die auch andere Robbenarten befallen. Die Übertragung der Lungenwürmer geschieht durch Niesen oder Husten. Die ausgestoßenen Embryonen der Lungenwürmer sind auch im Wasser des Bassins zu finden und werden von gesunden Tieren mit dem Wasser aufgenommen. Die Schmarotzer verstopfen die Luftwege, zerstören das Gewebe der Lunge und werden somit zur Ursache von Lungenentzündungen.

Während ich diese Zeilen schreibe, meldet der Zoologische Garten in Berlin die Geburt eines Seehundes. Derartige Ereignisse sind in der Gefangenschaft nicht häufig. Besonders schwierig gestaltet sich jedoch die Umgewöhnung des Jungtieres von der Muttermilch auf feste Nahrung. Nach spätestens sechs Wochen ist das Seehundkind von der Mutter entwöhnt. In dieser Zeit frisst es vorwiegend Granat (kleine Krebse, Garnelen) und junge Aale, ein Futter also, das schwer zu beschaffen ist. Die Umgewöhnungszeit selbst dauert nur ein bis zwei Wochen. In freier Wildbahn werden die Seehunde nach einer Tragzeit von 11 Monaten im April geboren. Bei der Geburt verlieren die jungen Seehunde ihr embryonales Haarkleid. Im Gegensatz zum Seelöwen geht das Seehundkind schon wenige Stunden nach der Geburt ins Wasser. Während es sofort schwimmen kann, muß das Tauchen erst gelernt werden. Es kommt also in der ersten Woche seines Lebens noch vor, daß es bei den Tauchversuchen Wasser schluckt. Während der Brunstzeit stoßen die Bullen seltsame Laute aus. Dabei läßt sich der Bulle senkrecht unter den Wasserspiegel absinken und bläst Luft aus. Auf diese Weise entsteht der Brunstlaut, ein verhältnismäßig lautes bullerndes Geräusch. Die Begattung findet unter Wasser statt.

Zu der Familie der Seehunde gehört auch der See-Elfant, von dem zwei Rassen bekannt sind. Die eine Form, als nördlicher See-Elfant bezeichnet, ist an der kalifornischen Küste in der Nähe der Insel Guadeloupe zu finden, während die südliche bei den Kerguelen-Inseln bis nach Patagonien vorkommt. Beide Arten stehen unter Naturschutz. Die Robbenfänger dürfen nur See-Elfantbullen töten. Diese Regelung garantiert, daß die Art erhalten bleibt, denn die Bullen versammeln während der Brunstzeit mehrere weibliche Tiere um sich. Es werden also immer mehrere Weibchen von einem Bullen gedeckt.

Die längste Zeit des Jahres verbringen die See-Elfanten im Meer. Man weiß heute noch nicht mit Bestimmtheit, in welchen Gebieten sie sich vorwiegend aufhalten. Südliche See-Elfanten sind schon an den Küsten Australiens, Neuseelands, Südafrikas und Südamerikas beobachtet worden. Ihr eigentlicher Lebensbereich dürfte jedoch im Gebiet des vierzigsten Breitengrades liegen. Tag und Nacht leben sie im offenen Meer, viele Monate hintereinander. Sie schlafen auch im Wasser. Zu Beginn des Frühlings der Südhalbkugel unserer Erde kommen sie an Land. Zuerst treffen die Kühe ein und bevölkern in kleinen Trupps den Strand der subantarktischen Inseln. Man kann sie im September auf Südgeorgien, Südkorney, Südsandwich, Bouvet, Marion, Prinz Edward, auf den Kerguelen, den Crozet- und vielen anderen Inseln finden. Wenige Tage nach Ankunft der Kühe kommen auch die Bullen, die sich aber vorläufig noch von den weiblichen Tieren getrennt halten. Erst nach der Geburt der Jungen sammeln sie einen Harem um sich. Sie leben also während der Zeit ihres Landaufenthaltes polygam. Um den Besitz ihres Harems werden unter den Bullen harte Kämpfe ausgetragen, die meist große Narben hinterlassen. Dabei stehen sich die beiden Rivalen, hoch auf den Hinterkörper aufgerichtet, gegenüber, das Maul aufgerissen, den Rüssel zu einem dicken Wulst aufgebläht. Mit lautem Gebrüll werfen sie sich nach vorn und versuchen, den Gegner mit ihren Stoßzähnen zu verwunden. Der Haremsbulle ist bei diesen Kämpfen wohl stets der Überlegene, auch wenn der Eindringling körperlich stärker ist. Der Angriff des Eindringlings ist zaghafter, gleichsam zögernder. Das Jugendkleid des See-Elfanten besteht aus einem schwarzen, wolligen Pelz. Das Gewicht des Neugeborenen beträgt einen knappen Zentner. Die See-Elfantmütter säugen ihre Jungen an Land, wobei sie sich auf die Seite drehen, so daß die Jungtiere

bequem an die Zitzen herankönnen. Beim Auffinden des Milchquells werden sie von ihren Müttern unterstützt und mit den Vorderflossen an die Zitzen herangeschoben. Diese sind sehr klein und liegen in Vertiefungen der Haut, geschützt gegen Verletzungen, wie sie beim Rutschen auf dem Land leicht eintreten könnten. Durch das Saugen der Jungen werden sie aus den taschenartigen Vertiefungen hervorgezogen. Die Milch der See-Elefanten enthält über 50 Prozent Fett. In der Zeit der ausschließlichen Ernährung durch Muttermilch nehmen die jungen Tiere schnell an Gewicht zu und erreichen nach drei Wochen bereits 4 Zentner, dagegen werden sie kaum 30 Zentimeter länger. Während dieser Zeit verläßt die Mutter ihr Junges nicht, nimmt also auch keine Nahrung zu sich. Wenn die kleinen tonnenförmigen See-Elefanten von der Mutter entwöhnt sind, fasten sie einen Monat lang. Träge liegen sie stundenlang auf dem Strand und kehren nach kurzen Ausflügen ins Wasser immer wieder an das Land zurück. Erst im Herbst treten sie dann ihre Wanderung in das offene Meer an. Während die Jungtiere heranwachsen, wechseln die alten See-Elefanten ihr Haarkleid. Dabei fallen nicht nur die Haare, sondern ganze Stücke der äußeren Hautschicht mit ab. In dieser Zeit liegen die alten Tiere in großen Schlammpfützen, in die sie sich einwühlen, bis sie völlig mit Schlamm bedeckt sind. Erst wenn sie den Haarwechsel überstanden haben, verlassen sie ihr Schlammbad wieder. Das schwarze Jugendkleid wird den Jungrobben mitunter zum Verhängnis. Durch die Hitze, die das dunkle Fell von der Sonne aufgefangen hat und wieder abgibt, schmilzt der Schnee unter ihnen weg und die See-Elefantenkinder versinken langsam in einem engen Schacht, der zu ihrem Grabe wird. Dort können sie von ihren Müttern nicht mehr ernährt werden und sterben den Hungertod. Die erwachsenen See-Elefanten bedecken sich, wenn sie auf dem Lande schlafen, mit Sand, den sie sich mit ihren Flossen auf den Rücken werfen. Dadurch erhalten sie einen guten Schutz gegen Sonnenstrahlen. Wenn der See-Elefant auf dem Trocknen liegt, macht der Puls in der Minute 78 Schläge, beim Tauchen sinkt er jedoch auf 5 Schläge herab. Durch diese Verlangsamung der Herztätigkeit wird es dem See-Elefanten möglich, mit dem eingeatmeten Sauerstoff lange Zeit auszukommen. Es ist schon eine Tauchzeit von 29 Minuten beobachtet worden. Auch im Schlaf erfolgt die Atmung stoßweise. Nach schnellem Einatmen folgt eine Zeit des Atemanhaltens von 2 bis 3 Minuten. Erst dann atmet das Tier wieder aus. So schwerfällig, wie diese Kolosse von durchschnittlich 4,5 Meter Länge an Land sind, so flink sind sie im Wasser. Überraschend ist auch die Beweglichkeit ihrer Flossen, die nicht durch ein Schlüsselbein mit dem Skelett verbunden sind.

Die dritte und letzte Familie der Robben wird durch die der Walrosse gebildet. Genauso wie die Ohrenrobben haben sie sich noch nicht vollkommen an das Leben im Wasser angepaßt, wie zum Beispiel die Seehunde. Sie können ihre Hinterflossen unter den Leib bringen und sich auf dem Lande verhältnismäßig gut fortbewegen. Ohrmuscheln haben sie nicht. Die älteren Bullen zeichnen sich durch ihre oberen Eckzähne aus, die zu langen Stoßzähnen geworden sind.

Zur Familie der Walrosse gehören zwei Arten: das an der nordasiatischen Küste und an der Küste Nordwestamerikas verbreitete Nordpazifische Walroß und das im Polarmeer vom Jenissei bis zur Hudsonbai beheimatete gewöhnliche Walroß.

Die Walrosse leben in großen Herden an den Küsten und treten nur ungern längere Wanderungen in das offene Meer hinaus an. Außerhalb der Paarungszeit leben die Geschlechter getrennt voneinander, ebenfalls in

Herden. Noch im Jahre 1886 sichtete ein Robbenjäger eine Herde von 370 Walrossen an der Nordküste von Nordostland.

Als man im Jahre 1608 die ersten gefangenen Walrosse nach London brachte, wurden sie mit Gerstenbrei gefüttert. Man glaubte, daß Walrosse Pflanzenfresser seien, weil im Magen erlegter Tiere Tangreste gefunden worden waren. Bei dieser Ernährung blieben die Walrosse nicht lange am Leben. Heute wissen wir — nachdem die Frage der natürlichen Ernährung der Walrosse sehr umstritten war —, daß sich diese großen Robben vorwiegend von kleinen Meeresbewohnern ernähren. Neben Plankton und pelagischem Auftrieb werden Klapp- und Steinbohrmuscheln verzehrt. Außerdem sind die Überreste von Polardorschen, in der Nähe eines gestrandeten Walkadavers sogar Walffleisch im Magen der Walrosse gefunden worden.

Die langen Zähne dienen zum Losbrechen der Muscheln und die Borsten zum Abkehren des Planktons. Die Mundborsten, die zu beiden Seiten der Schnauze stehen, kreuzen sich vor dem Maul und bilden so einen außerhalb des Körpers liegenden Seihapparat, der mit den Barten des Wales verglichen werden kann. Nimmt das Walroß jedoch größere Beutetiere auf, so sträubt es die Borsten ab. Die Nahrung wird von den Walrossen aufgeschlüpft. Die Walroßkinder, die nach einer Tragzeit von einem knappen Jahr geboren werden, bleiben sehr lange bei der Mutter und nehmen über 1½ Jahr lang Muttermilch auf. Bei Gefahr klettern sie auf den Rücken der Mutter und lassen sich von ihr durch die Wellen tragen. Der Haarwechsel wurde bei Walrossen beobachtet, die in Gefangenschaft gehalten wurden. Auf der Bauchseite und am Hinterende des Rückens beginnen Anfang November die Haare auszufallen. Knapp zwei Monate ist das Walroß dann fast haarlos, ehe sich das neue Fell bildet. In der warmen Sommerzeit hat das Walroß also ein vollständiges Fell.

In der Gefangenschaft sind Walrosse schon mehrfach mit gutem Erfolg gehalten worden. Besonders Hagenbeck und der Zoologische Garten in Kopenhagen haben Walrosse längere Zeit beherbergt. Die Tiere kommen in jugendlichem Alter in die Zoologischen Gärten und werden mit einem Gemisch von Kuhmilch, Lebertran und gemahlenen frischen Heringen ernährt.

Als Feinde der Walrosse kommen außer dem Menschen nur der Eisbär und der Schwertwal in Frage.

Alle Vertreter der drei Familien der Robben zeigen übereinstimmende Merkmale, die sich durch die Anpassung an das Leben im Wasser erklären lassen. Dazu gehört die dicke Speckschicht unter der Haut, die den Robbenkörper vor zu großen Wärmeverlusten schützt. Ich maß bei der Sektion eines Seelöwen eine Fettschicht von 6 cm Stärke. Die verschließbaren Nasenlöcher und Gehörgänge ermöglichen den Tieren zu tauchen. Das Gebiß ist ein Raubtiergebiß mit kegelförmigen Zähnen. Zweifellos gehören die Robben zu den interessantesten Vertretern der Säugetiere. Hoffen wir, daß die internationalen Schutzmaßnahmen, die zur Erhaltung im Aussterben begriffener Tierarten angewandt wurden, auch recht bald auf alle Robben ausgedehnt werden.

## ***Tiere, die in Herden leben***

Genauso wie ein Tierkörper aus einer Vielheit von Zellen, Geweben und Organen besteht, die Bausteine des Ganzen sind, genauso ist auch das einzelne Lebewesen, das Individuum, Baustein einer höheren Einheit, des Verbandes, der durch den Trieb zur Geselligkeit, zum Leben in der Ge-

meinschaft in sich gefestigt wird. Der Zweck, der dabei von der Natur verfolgt wird, kann ganz verschieden sein. So können sich Tiere der gleichen, wie auch der verschiedensten Arten, Gattungen und Familien zusammenfinden, weil sie die Feinde eher entdecken und sich in der Gemeinschaft ihrer besser erwehren können. Das mag auch der Grund dafür sein, daß sich die fliegenden Hunde, wenn die kurze Dämmerung der tropischen Nacht hereinbricht, zur Schlafgemeinschaft zusammenfinden und die Zugvögel eine Wandergemeinschaft bilden, wenn sie beim Nahen des Winters ihre große Reise nach den wärmeren Ländern antreten. So hat das bekannte Sprichwort, daß hundert Augen mehr als zwei sehen, auch bei den Tieren Gültigkeit. Dagegen wird der leichtere Erwerb der Nahrung für die Jagdgesellschaften der Hyänenhunde, der Junglöwen, der Wölfe und Schakale ausschlaggebend sein.

Es lohnt durchaus, sich einen solchen Schutz- und Trutzverband einmal etwas näher zu betrachten. Wählen wir uns dafür den Rothirsch aus, der keineswegs in seiner Biologie so gut bekannt ist, wie man meinen könnte. Wer sich nur einmal die Mühe macht, sich an einem starkbesuchten Sonntag an das Hirschgehege im Zoologischen Garten zu stellen und auf die Äußerungen der Besucher zu lauschen, der wird überrascht sein, was er da alles zu hören bekommt. Die Hirschkühe werden mit Rehen verwechselt, die Rehböcke dagegen als Hirsche angesprochen. Über den Verlauf des Geweihwechsels sind die wenigsten informiert und für viele Besucher ist überhaupt die Tatsache, daß der Hirsch jedes Jahr im Februar oder März sein Geweih abwirft und bis Juli wieder ein neues aufbaut, völlig überraschend. Wer aber ist das Leittier im Hirschrudel? Natürlich der Hirsch, werden die meisten antworten. Das aber ist gerade falsch, denn nur während der Brunstzeit, also nur im Oktober, gesellt sich der Hirsch zu den Hirschkühen und lebt mit ihnen im Verband, während der anderen Zeit des Jahres zieht er einzeln oder in kleinen Männerverbänden durch die Wälder. Eine Hirschkuh ist somit das Leittier des Hirschrudels. Auch wenn junge männliche Tiere mit im Rudel gehen. Es sind nämlich die ein- bis zweijährigen Söhne der Hirschkühe, die sich lediglich noch nicht vom „Schürzenband“ ihrer Mütter trennen konnten. Später aber gehen sie ebenfalls ihre eigenen Wege und bilden einen Jungmännerverband. In diesem Zusammenhang dürfte es auch interessant sein, wie sich Hirsche verhalten, die das ganze Jahr über mit Hirschkühen zusammengehalten werden, wie das in vielen Zoologischen Gärten geschieht. So böseartig der Hirsch während der Brunstzeit auch ist, der in jedem Wärter sofort einen Rivalen sieht, den er angreift, so überläßt er die Verteidigung des Rudels während der übrigen Zeit des Jahres, genauso wie in freier Wildbahn, der Leitkuh. Ich habe diese Tatsache einmal genau überprüft. Ein Wolfspitz, den ich an das Hirschgehege heranführte, wurde sofort von der Hirschkuh angenommen. Beim Anblick des Hundes stellte sie die Lauscher nach vorn und trollte im eleganten Trab heran. In angespannter Haltung stand sie am Gitter, bereit, mit den Vorderhufen auszukeilen, wenn der Wolfspitz es wagen sollte, sich ihr oder dem Rudel zu nähern. Bei den Großbrindern dagegen obliegt die Verteidigung der Herde den Bullen und älteren Weibchen. Die Jaks, Bisons und Moschusochsen bilden im Augenblick der Gefahr eine kreisförmige Abwehrfront. Hörner und stampfende Hufe werden dem Feind zugekehrt. In der Mitte dieser, einer Wagenburg sehr ähnlichen Verteidigungsordnung, befinden sich die trächtigen Weibchen und die Jungtiere. Gerade bei diesen Großbrindern wird die Bedeutung der Herde für den Schutz des Lebens eines jeden einzelnen Mitgliedes der Gemeinschaft deutlich. Ein Moschusochse oder ein Bison



allein wäre trotz seiner enormen Körperkräfte einem anstürmenden Wolfsrudel gegenüber wehrlos. Auch die Flucht könnte ihn nicht aus dem Bereich dieser unermüdlichen Läufer bringen, die oft in einer Winternacht 70 Kilometer zurücklegen.

Aber auch der Verband der Wölfe erfüllt einen ähnlichen Zweck. Der einzeln jagende Wolf hätte wenig Aussicht, eine größere Beute zu machen. Ihm würden nur kleinere Nager oder krankes Wild zum Opfer fallen, zu wenig, um zu leben, zuviel, um zu verhungern. Der Verband aber, die große Jagdgemeinschaft, macht sie alle stark. Jetzt können sie mit Erfolg den wehrhaften Elch stellen, der mit seinen Schalen so furchtbare Schläge austeilt, daß die Hirnkapsel des Wolfes wie Glas zerspringt. Dem Ansturm von 20 graubepelzten Jägern aber ist er nicht gewachsen.

Wurde auch das Beutetier gemeinsam gestellt und zu Boden gerissen, so beginnt doch unmittelbar danach der Streit um den fettesten Bissen, noch ehe die Augen des Tieres gebrochen sind. Die Vereinigung der Wölfe zu einem Jagdverband bekommt einen Knacks. In jedem Wolf wird jetzt der Trieb wach, seine Beute gegen jeden zu verteidigen, der Kampf beginnt unter denen zu toben, die noch eben zur Erlangung ihres Zieles so unzertrennlich waren.

## ***Die Ölpest - eine Gefahr für alle Seevögel***

Am 2. Februar 1955 erschien im „Hamburger Abendblatt“ ein Aufsatz mit der Überschrift: „Ölpest treibt jetzt nordwärts.“ Der Bericht beginnt mit folgenden Worten: „Die Ölpest hält die Bevölkerung an der deutschen und dänischen Nordseeküste weiter in Atem. Die riesige Ölmenge, die der dänische Tanker ‚Gerd Maersk‘ am 19. Januar nach seiner vorübergehenden Strandung bei Scharhörn in die Nordsee gepumpt hatte, hat sich nach letzten Meldungen vor den dänischen Inseln Röm und Fanö in einzelne Pfützen aufgelöst. Bisher wurde auf einer Länge von 120 Kilometer die dänische Küste durch das Öl verschmutzt. Das Hauptölfeld befindet sich gegenwärtig bei der Halbinsel Skallingen nördlich von Esbjerg. Der Südostwind treibt es von der Küste fort.“

Was war geschehen? Die „Gerd Maersk“ war am 17. Januar 1955 südlich von Helgoland bei überaus stürmischer See auf das Scharhörn-Riff aufgelaufen. Es gab also nur die Wahl, das Schiff aufzugeben oder den Versuch zu unternehmen, durch Ablassen des Rohöles den Tanker zu erleichtern und damit wieder flottzumachen. Kapitän und Mannschaft des Schiffes entschieden sich für die letzte Möglichkeit und pumpten etwa 7000 Tonnen Rohöl in das Meer. Auch wenn das Schiff aufgegeben worden wäre, hätte die Ölpest nicht verhindert werden können, denn die Lecks wären größer geworden, und es ist anzunehmen, daß schon in wenigen Stunden der gesamte Inhalt, 18 000 Tonnen Rohöl, in das Meer geflossen wäre.

Warum aber spricht man von einer Ölpest? Nicht nur weil das Öl den Badestrand verschiedener Seekurorte völlig verschmutzt und damit einen großen Schaden anrichtete, sondern auch weil unzählige Seevögel, Möwen, Sturmvoegel, Säger, Lummen und Enten mit ölverklebtem Gefieder umkamen. Bereits im März 1954 war der 70 Kilometer lange Strand von Cornwall in England mit toten Seevögeln übersät. Aus gleichem Grund starben weit über 30 000 Seevögel im Herbst des Jahres 1953 und wurden an der schwedischen Insel Gotland angetrieben. 10 000 Seevögel wurden zu gleicher Zeit in der deutschen Hochwacherbucht aufgefunden. Damals lag der Grund nicht in der Seenot eines Schiffes. Auch die Ölrückstände, die bei Reinigung der Tanker in das Meer gespült werden — und fast

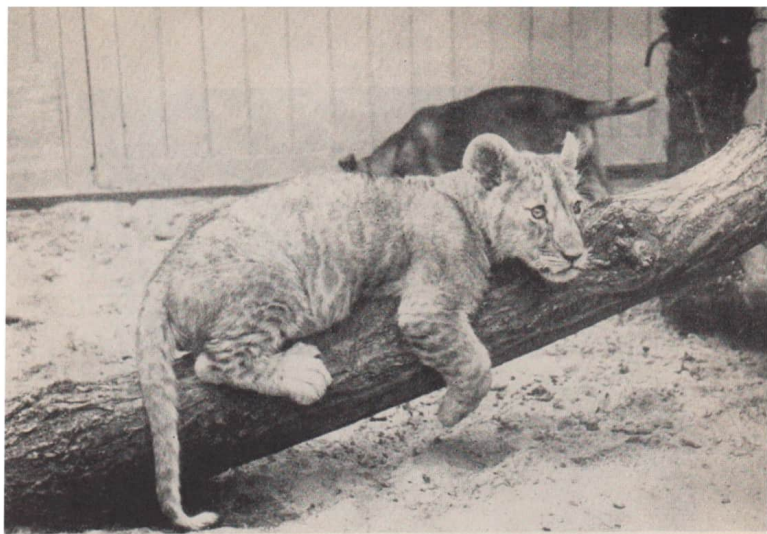


Wenn Klammeraffen gähnen, stecken sie dabei weit die Zunge heraus



Oben: Bis über die Augen schleudern die Okapis vom Zoo Antwerpen ihre lange bewegliche Zunge. In dem Schoße seines Tierpflegers starb der Baribal, der älteste Insasse unseres Zoos (unten)





**Ein junger Schäferhund war der Spielgefährte unserer Löwin Roja, die in dem Film vom kleinen Muck die vierbeinige Hauptrolle übernahm. Wir bemühten uns stundenlang, das angeblich gestorbene Löwenkind zu beleben (unten)**







Mit dem Kopf nach unten hängen die Flugföchse, die fruchtfressenden Flattertiere, in ihrem Käfig

jedes zweite Schiff, das heute gebaut wird, ist ein Tanker, denn die meisten Schiffe werden heute nicht mehr mit Kohlen, sondern mit Öl gespeist —, können sich zu „Ölteppichen“ zusammenfinden und verursachen dann dieselben Katastrophen. Versuche, der Ölpest mit Flammenwerfern zu Leibe zu rücken, scheiterten, weil die Benzinanteile im Öl sich sehr bald verflüchtigen und der Rest nur noch schwer entzündbar ist.

Ein Bremer Tierarzt versuchte eine Rettungsaktion für die Vögel zu starten. Zahlreiche Tierfreunde brachten Vögel, die flugunfähig mit ölverklebtem Gefieder, aber noch lebend aufgefunden wurden, zu Dr. Jakob, der sie wie ein verschmutztes Wäschestück behandelte, in ein Thermal-schaumbad aus einem Fettsäure-Kondensationsprodukt setzte und das Öl aus ihrem Gefieder spülte. Dann wurden sie sorgfältig getrocknet und wieder an der Küste ausgesetzt. Ähnliche Versuche, die vorher auch von anderer Seite unternommen worden waren, führten zu keinem Erfolg. Man hatte nämlich fettlösendes Alkoholsulfat benützt. Dabei war zwar das Öl aus dem Gefieder gelöst, aber auch die natürlichen Ölbestände, die der Körper der Wasservögel ausscheidet, um das Gefieder einzufetten, zerstört worden. Wenn es auch überaus erfreulich ist, daß sich zahlreiche Tierfreunde an dieser Rettungsaktion beteiligten, so bleibt diese doch nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Unsere Seevögel sind in Gefahr! Und wenn man berücksichtigt, daß durch die Übungsbombenabwürfe, die NATO-Flugzeuge im Knechtsandgebiet durchführten, ebenfalls in den vergangenen Jahren Tausende seltener Seevögel starben, so ist es begreiflich, daß alles getan werden muß, dringend notwendige Schutzmaßnahmen für die Seevögel zu ergreifen. Internationale Abmachungen haben ergeben, daß das Ablassen von Öl ins Meer nur noch in bestimmten Entfernungen von der Küste geschehen darf, daß die Schiffe Öltagebücher führen müssen und ähnliches mehr.

Der Dresdner Zoo zeigt einige Vertreter der unmittelbar gefährdeten Seevögel. Darunter ist auch die Brandgans, ein Vogel, der den Zoologen Kopfzerbrechen bereitet, denn in seinem Körperbau gleicht er den Schwimmern, in seinen Lebensgewohnheiten jedoch den Gänsen. Die Brandgans, auch Höhlengans genannt, weil sie in Dünenlöchern brütet, mitunter sogar in Fuchs- oder Dachsbauten, kommt an den Küsten Westeuropas, am Schwarzen Meer, am Kaspisee und auch an der deutschen Nord- und Ostseeküste vor. Jeder Besucher ist von dem herrlich gefärbten Gefieder, das in schwarz-grünen, weißen und hellbraunen Farben erglänzt, begeistert.

So ist es das Bestreben eines jeden Zoologischen Gartens, auch die einheimischen Gefährten aus Wald und Flur den Besuchern, besonders aber den Schulkindern, zu zeigen und sich für den Schutz der heimischen Tierwelt einzusetzen.

## ***Tod ohne Startverbot***

Mit diesen Worten überschrieb die Hamburger Tageszeitung „Die Zeit“ einen Aufsatz, der zum Schutze der Brandgänse, die durch Bombenabwürfe englischer Flugzeuge im Gebiete des Knechtsandes gefährdet wurden, aufrief. Es heißt in diesem Aufsatz wörtlich: „Und Tag und Nacht rauscht auch, seit der Große Knechtsand als Bombenziel der NATO-Luftstreitkräfte dient, der Tod geschwaderweise über ihnen. Im vorigen Jahr konnten die Bombenübungen mit Rücksicht auf die unter Naturschutz stehenden Vögel für die Dauer ihrer Hilfslosigkeit (während der Mauser sind die Brandgänse flugunfähig) gestoppt werden. Deutsche und englische Ornithologen hatten sich mit Erfolg dafür eingesetzt. Vergebens waren

ihre Anstrengungen in diesem Jahr. Die englischen Dienststellen verlangten handfeste Beweise für tatsächliche Verluste unter den Brandgänsen. Zu spät konnte Prof. Drost, der Leiter der deutschen Zentralstelle für Seevogelschutz bei der Vogelwarte Helgoland, jetzt berichten, daß man in wenigen Tagen neben zeretzten Seehundleichen 3726 tote Brandgänse gezählt habe. Die Mauser der gefiederten Gäste hat sich verspätet. Man befürchtet daher Gesamtverluste von mehreren Zehntausenden, falls der Tod nicht doch noch Startverbot erhält.“

Diese Feststellungen sind erschütternd. Sie bedürfen wahrhaftig keines Kommentars. Die Zahlen selbst sind eine Anklage. Das aber ist nur eine Tierart, die der Vernichtung ausgesetzt ist. Viele anderen Tiere teilen dasselbe Schicksal. Wollen wir etwas Rückschau halten. Ist es nicht abstoßend, zu lesen, wie in vergangenen Zeiten an den Fürstenthöfen „Jagden“ veranstaltet wurden. Hinter festen Zäunen sitzen die sogenannten Jäger und lassen sich das Wild zutreiben, das sie dann nur abzuschießen brauchen. Unter König August III. wurden im Jahre 1753 bei einer Jagd 42 Wisente, 13 Elche und 2 Rehe niedergemetzelt. Im vergangenen Jahrhundert wurden die Millionen zählenden Herden der Bisons in Nordamerika innerhalb weniger Jahre dahingeschlachtet. Damit wurde dem Indianer die Möglichkeit, sich zu kleiden und zu ernähren, genommen und auch er zum Aussterben verurteilt. Es ist dieselbe Zeit, da für Indianer- und Indianer-Prämien gezahlt werden, wobei es gleich ist, ob diese „Trophäe“ von einem Mann, einer Frau oder einem Kind stammt. Ein amerikanischer General dieser Zeit empfiehlt sogar, dem besten Bisonjäger eine Medaille zu verleihen, die einen verhungerten Indianer darstellt, denn durch nichts könnte man den Urbewohner des Landes empfindlicher treffen als durch die Ausrottung der Bisons. Später mußten hohe Summen aufgewendet werden, um die wenigen noch verbliebenen Bisons in Naturschutzparks zu erhalten und zur Vermehrung zu bringen.

Von den Panzernashörnern in Indien sind heute schätzungsweise noch 500 Stück am Leben, und das Javanashorn ist vor wenigen Jahren wahrscheinlich völlig ausgerottet worden. Dasselbe Schicksal wird schon in nächster Zeit das Sumatranashorn teilen müssen, von dem es heute nur noch einzelne Tiere gibt. In der Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurde in Südafrika durch die Buren eine Zebraart, das Quagga, ausgerottet. Berberlöwen, die noch vor hundert Jahren nicht selten in Menagerien und Zirkussen zu sehen waren, gibt es heute in freier Wildbahn nicht mehr. In Australien lebt ein kleines Beuteltier, das als Vorbild für unsere Teddybären gedient hat. Sein Pelz war begehrt, und so kam es, daß im Laufe der letzten 30 Jahre 3 000 000 dieser kleinen lebenden Teddybären, der Koalas, ihr Leben lassen mußten. Die letzten Überlebenden werden heute geschützt und in Parks gehalten. In Zoologischen Gärten sind sie bis heute — außerhalb Australiens — nur selten gezeigt worden, weil sich dieses kleine Beuteltier nur von den Blättern der Eukalyptusbäume ernährt, die in unserem Klima nicht gedeihen.

Das sind nur wenige, aber sehr erschütternde Zahlen, die uns eindeutig zeigen, wie notwendig ein groß angelegter Schutz der Tiere auf unserer Erde ist. Dafür setzen sich in starkem Maße auch die Zoodirektoren ein. Neben diesen umfassenden Schutzmaßnahmen ist aber auch jedem einzelnen die Möglichkeit gegeben, seinen Beitrag zur Erhaltung unserer Tierwelt zu leisten. Es macht doch wahrhaftig wenig Mühe, die auch während des Winters bei uns verbleibenden Vögel zu füttern, für die Mäsen Futterringe aufzuhängen oder im Garten kleine Futterhäuschen aufzubauen. So viel fällt vom Tisch des Menschen immer ab, daß die ge-

flederten Bewohner unserer Heimat auch noch satt werden können. Denkt daran, daß sie uns nicht nur durch ihren Gesang und ihr munteres Wesen erfreuen, sondern vor allem auch große Vertilger schädlicher Insekten sind. Also — wie wäre es, wenn wir schon morgen mit dem Bau eines Futterhäuschens beginnen!

Und noch eine Bitte habe ich! Wenn im späten Frühjahr die Setzzeit der Rehe naht, dann sagt allen, die Wanderungen durch unsere Wälder machen, daß die Rehkitzchen, die sie dort mitunter finden, keinesfalls von ihrer Mutter verlassen worden sind und mitgenommen werden dürfen. Die Rehmutter bringt meist Zwillinge zur Welt, die sie in einem Abstand von 50 bis 100 Metern im Unterholz versteckt. Beim Nahen des Menschen zieht sie sich zurück. Das bedeutet jedoch keinesfalls, daß sie nicht wieder zu ihren Kindern zurückkehrt. Jährlich werden auf Grund dieser falschen Schlußfolgerung zahlreiche Rehkinder mit der Milchflasche aufgezogen und, wenn sie erwachsen und die Böcke gefährlich sind, dem Zoo angeboten. Laßt sie bei ihrer Rehmutter im Wald. Sie sorgt schon gut für ihre Kinder.

So kann jeder von uns mithelfen, unsere einheimische Tierwelt zu schützen und zu erhalten.

## ***Gepanzerte Kriechtiere***

Wer in den heißen Nachmittagsstunden das Gehege der griechischen Landschildkröten aufsucht, wird unter diesen kleinen gepanzerten Kriechtieren eine seltsame Beobachtung machen. Ein Schildkrötenmännchen verfolgt ein Weibchen und stößt mit seinem Panzer wiederholt gegen die Hinterseite des Panzers der weiblichen Schildkröte, so daß ein dumpfer Ton erklingt. Entzieht sich das Weibchen diesen ungestümen Rammstößen ihres Bewerbers, so eilt dieser — wenn man bei Schildkröten überhaupt von Eilen sprechen kann — zu einer anderen Schildkrötendame, um bei ihr die gleiche seltsame Handlung vorzunehmen. Meist erfolgt dann kurz darauf die Schildkrötenhochzeit. Offensichtlich sollen diese Rammstöße das Weibchen für die Paarung gefügig machen. Gräbt man in dieser Zeit im sonnendurchwärmten Sande des Geheges, so wird man auf das Gelege der Schildkröten stoßen, denn bekanntlich legen Schildkröten Eier, die, wie die Vogeleier, von einer harten Kalkschale, bei den Seeschildkröten jedoch von einer weichen, pergamentartigen Haut umgeben sind. Andere Arten stoßen während der Paarungszeit zischende oder pfeifende Laute aus. Das ist zum Beispiel bei den europäischen Sumpfschildkröten der Fall, die erfreulicherweise in unserer Heimat noch vorkommen und sich sogar vermehren. In unserem Zoologischen Garten sind sie zusammen mit Ringelnattern, Kreuzottern, Blindschleichen, Eidechsen und Fröschen in einem großen Freilandterrarium untergebracht. Allerdings muß man schon genau hinschauen, um den schwarzen, mit gelben Tupfen gezeichneten Kopf der Sumpfschildkröte zwischen den Schilfhalmen entdecken zu können. Nur in größeren Abständen taucht sie aus dem Wasser auf, um Luft zu schöpfen.

Die Schildkröten kennen keine Brutpflege. Wenn die Eier abgelegt sind, kümmert sich die Mutter weder um das Gelege noch um die ausgekrochenen Jungen. Das Ausbrüten übernimmt die Sonne. Es ist deshalb auch verständlich, daß viele Schildkrötenkinder von ihren natürlichen Feinden, wozu in erster Linie auch die Vögel und die Menschen gehören, erbeutet und vernichtet werden. Das Fleisch und die Eier werden gern verzehrt, und für die Bereitung der Schildkrötensuppe müssen jährlich unzählige



Schildkröten ihr Leben lassen. In Südamerika, im Gebiet des Amazonasstromes, streifen die Urwaldindianer zur Zeit der Eiablage der Wasserschildkröten die Ufer der Ströme ab. Sie kennen genau die Plätze und Sandbänke, die von den zur Eiablage ans Land kriechenden Schildkröten bevorzugt werden. Dort stechen sie mit Speeren in den Sand, um die Nester aufzustöbern und auszugraben.

Neben den griechischen Landschildkröten und der europäischen Sumpfschildkröte beherbergt unser Terrarium noch elf andere interessante Schildkrötenarten. Durch ihren überaus langen Hals fällt jedem Besucher die Schlangenhalschildkröte auf. Sie hat nicht die Möglichkeit, den Kopf einzuziehen, sondern muß den langen Hals einschlagen und unter dem Panzer an den Körper anlegen. Das feuchte Element ist ihr ständiger Aufenthaltsort, bewohnt sie doch die Flüsse Australiens und Neuguineas. Wie die meisten Wasserschildkröten ist sie ein Fleischfresser und macht in erster Linie auf Fische und Lurche Jagd.

Die größte Verwunderung jedoch erregen die beiden Riesenschildkröten, auch Sporenschildkröten genannt, deren Heimat das tropischheiße nördliche Afrika ist. Ihren Namen verdanken sie den großen Sporen, die sie an den Hinterbeinen tragen. Täglich verzehren sie mehrere Krautköpfe, die sie mit ihren scharfen Kiefern förmlich zerschneiden. An Größe werden sie nur noch von den Elefantenschildkröten der Insel Galapagos übertroffen, wenn man von den großen Arten der Wasserschildkröten absehen will, die aus Gründen der schwierigen Unterbringung nur selten in den Aquarien der Zoologischen Gärten gezeigt werden. Die Männchen der Galapagoschildkröten stoßen in der Brunstzeit ein lautes, heiseres Brüllen aus, das man nach den Berichten von Reisenden, die diese abgelegene Inselgruppe aufsuchten, über 100 Meter weit hören soll. Ursprünglich waren sie in ihren Heimatgebieten häufig zu finden. Aus alten Aufzeichnungen der Seefahrer geht hervor, daß sie oft zu Hunderten angetroffen und erbeutet wurden. Man nahm sie einfach als lebendes Frischfleisch mit an Bord, um sie während der langen Seereise zu schlachten und zu verzehren. Der Mensch wurde also ihr Hauptfeind, denn andere Feinde kamen für diese gepanzerten Riesen auf den raubtierarmen Inseln kaum in Frage. Wie zahlreich diese Elefantenschildkröten auf den Galapagos-Inseln gewesen sein müssen, beweist die Tatsache, daß die Spanier diese Inseln die „Schildkröteninseln“ taufte. Riesen von 200 Kilogramm Gewicht waren unter diesen Schildkröten zu jenen Zeiten keine Seltenheit. Darwin, der im Jahre 1835 auf seiner Weltreise mit dem Segelschiff „Beagle“ auch die Galapagosinseln besuchte, erzählt, daß er zwei Schildkröten traf, die mindestens ein Gewicht von 100 Kilogramm hatten.

Darwin berichtet auch von den Schildkrötenstraßen, die zu den Wasserstellen führen, die sich im Innern der Inseln befinden: „An den Quellen bot sich ein merkwürdiges Schauspiel. Viele von den großen Ungeheuern waren zu sehen, einige mit lang ausgestreckten Hälsen, eifrig vorwärts wandernd, andere, die bereits getrunken hatten, zurückkehrend. Wenn die Schildkröte an der Quelle ankommt, taucht sie ihren Kopf tief ins Wasser, ohne auf einen etwaigen Zuschauer Rücksicht zu nehmen, und schluckt begierig, ungefähr zehn große Züge in der Minute nehmend. Die Einwohner sagten, daß jedes Tier drei bis vier Tage in der Nähe des Wassers verweile und dann erst in die Niederung zurückkehre.“

Heute sind diese riesigen Vertreter der Schildkröten im Aussterben begriffen. Der Mensch stellt ihnen nach, um aus ihnen Öl zu gewinnen, denn jedes Tier liefert bis zu 11 Liter Öl. Sollte der Mensch nicht lieber manchmal Verzicht leisten, um unserer Erde ein wertvolles Tier zu erhalten?

## **Bubchen und andere Riesenechsen**

Inmitten der Sundainseln, unweit Java, Borneo und Celebes, liegt eine kleine Insel, 35 Kilometer lang und 20 Kilometer breit, ihr Name ist Komodo. Die Eingeborenen dieser Insel berichteten, daß auf ihrem Eiland noch lebende Drachen vorkämen, die mehrere Meter lang seien und Feuer aus ihrem Rachen speien sollten. Wie so oft, wurden auch diese Berichte in das Reich der Fabeln und Märchen verwiesen, bis im Jahre 1912 einige Perlenfischer mit ihren Schiffen die Küste dieser wenig besuchten Insel anliefen. Ihre Aussagen bestätigten weitgehendst das, was man bereits aus dem Munde der Eingeborenen gehört hatte. Herr Ouwens, der am Zoologischen Museum von Buitenzorg auf Java beschäftigt war, meinte, daß vielleicht doch etwas an diesen Erzählungen wahr sein könnte, und rüstete deshalb eine kleine Tierfangexpedition aus mit dem Auftrag, mindestens einen dieser Drachen tot oder lebendig nach Buitenzorg zu bringen. Die Expedition war von unerwartet großem Erfolg. Brachten doch die Tierfänger einige Riesenechsen von teilweise über 3 Meter Länge mit, die sehr an vorweltliche Saurier erinnerten und die von Ouwens den Namen Komodowaran, *Varanus komodoensis*, erhielten. Wieder war die Liste der auf unserer Erde lebenden Tiere um eine interessante Art vermehrt worden. Es ist verständlich, daß jeder größere Zoologische Garten, der über eine entsprechende Terrarienabteilung verfügte, bestrebt war, ein so seltenes und interessantes Tier zu besitzen. Wer in den Vorkriegsjahren das Berliner Aquarium besucht hat, wird sich noch sehr gut an diese Riesenechse erinnern, die dort hinter dicken Glasscheiben bewundert werden konnte.

Auch der Dresdner Zoologische Garten besitzt einige Warane, wenn auch nicht den Komodowaran, so doch große Exemplare des Wüstenwarans in der Länge von 1½ Meter. Schon Herodot berichtet vom Wüstenwaran und bezeichnet ihn als ein Landkrokodil, das im Gebiet der lybischen Wanderhirten lebe. Besagter Wüstenwaran des Dresdner Zoos ist einer der lebenswürdigsten Bewohner unseres Terrariums, welches sich auch in seinem Namen ausdrückt. Die Tierpfleger haben ihn nämlich Bubchen getauft. Wenn sich Bubchen häutet, zeigt er auf dem ockerfarbigen Grunde seiner Haut dunkle Streifen, die seine zwar von verschiedenen Besuchern umstrittene, aber für den Tierfreund bestimmt vorhandene Schönheit noch unterstreichen.

Bubchen ist also handzahn. Man kann ihn anfassen, auf den Arm nehmen und streicheln. Nur wenn er aus seinem „Winterschlaf“ oder besser gesagt Trockenschlaf erwacht, und das ist im März, nach einer Zeit also, in der er auch in seiner Heimat höchstwahrscheinlich in einen Zustand der Trägheit verfällt und die besonders heiße, somit auch an Beutetieren arme Zeit ohne Nahrungsaufnahme überdauert, ist mit Bubchen nicht zu spaßen. Dann macht er seinem Namen durchaus keine Ehre. Wenn man sich ihm nähert, bläst er sich auf, wobei er ein Geräusch erzeugt, das an einen alten, etwas undicht gewordenen Blasebalg erinnert, und im nächsten Moment schlägt er mit seinem peitschenartigen Schwanz wild um sich, daß es nur so gegen die Scheiben seines Terrariums kracht.

Bubchen ist nicht der einzige Vertreter der Echsen in unserem Zoologischen Garten. Da ist noch der Gelbwaran, die Perleidechse, die Tannenzapfenechse und Krokodile verschiedener Arten.

Überraschend ist es, daß viele Zoobesucher glauben, die meisten Echsen seien giftig. In Wirklichkeit aber sind von den etwa 2700 Eidechsenarten, die unsere Erde beherbergt, nur zwei Arten nachweislich giftig, die beide

zu den Küstenechsen gehören und das südliche Nordamerika sowie auch Mittelamerika bewohnen. Ihre Giftzähne sitzen im Gegensatz zu denen der Giftschlange im Unterkiefer. Eigentümlich ist auch die Wirkung des Giftes. Da wir eine ziemlich genaue Schilderung des Krankheitsverlaufes nach dem Biß einer Krustenechse haben, wissen wir heute auch über Einzelheiten eingehend Bescheid. Der Gebissene berichtete, daß neben dem Auftreten von Atembeschwerden, Herzschmerzen, Schweißausbrüchen und Ohnmachtsanfällen auch das Erinnerungsvermögen zeitweise aussetzte. Noch mehrere Tage nach dem Biß vergaß er beim Umbinden des Kragens den Binder anzulegen und, als er später auf die Straße gehen wollte, die Jacke anzuziehen. Auch konnte er keine Aussagen mehr über das machen, was unmittelbar nach dem Biß geschehen war, obwohl er in dieser Zeit noch bei vollem Bewußtsein war. Die Beschwerden hielten viele Tage an, und die letzten Auswirkungen schwanden erst nach Wochen.

### ***Max, der Alligator***

Einer der größten Anziehungspunkte unseres Terrariums ist das zwei Meter lange Krokodil Max. Ich erwarb ihn von einem Tierhändler, der ihn schon 30 Jahre in seinem Besitz hatte. Als er ihn bekam, war Max noch ein kleines Krokodilkind, und mit Berechtigung könnte man sagen, daß er damals gerade die Eierschalen abgestreift hatte, denn Krokodile kriechen bekanntlicherweise aus Eiern aus, die von der Krokodilmutter in den heißen Sand des Flußufers gelegt und von der Sonne ausgebrütet werden. So ist es uns auch möglich, das Alter mit ziemlicher Sicherheit auf etwa 34 Jahre zu berechnen. Nur einen Schönheitsfehler besaß Max. Ihm fehlen nämlich zwei Zehen an seinem rechten Vorderbein. Wahrscheinlich hatte einer seiner gefräßigen Brüder schon in frühester Kindheit ihm diese Zehen amputiert, denn Max ist ein Vertreter der Mississippi-alligatoren, die genauso wie auch andere Panzerechsen in dem schlechten Ruf stehen, während der Notzeiten Kannibalismus zu betreiben. Diese Notzeiten herrschen, wenn die sommerliche Trockenheit die Felder ausdünnt und die Flüsse versiegen läßt. Dann sammeln sich die Krokodile oft zu Hunderten an kleinen noch am Rande der Ströme befindlichen Tümpeln, und es ist begreiflich, daß bei einer so großen Ansammlung gefräßiger Reptilien Futtermangel herrscht.

Ich holte Max damals in Berlin bei seinem Besitzer persönlich ab. Wir wickelten ihn in eine Decke, legten ihn in eine Kiste und gaben ihm noch eine Wärmflasche dazu, denn Krokodile sind bekanntlicherweise wechselwarme Tiere, das heißt, ihre Körpertemperatur paßt sich der Außentemperatur an. Als wir mitten in der Nacht in Dresden ankamen und die Kiste öffneten, fanden wir unseren Max in Kältestarre. Die Wärmflasche hatte langsam ihre Heizkraft verloren, und mit dem Sinken der Außentemperatur war Max in den Starrezustand verfallen. Er rührte sich nicht. Man hätte glauben können, er sei erst vor kurzer Zeit gestorben. Als wir am nächsten Morgen die Kiste zum zweiten Male öffneten, war Max durch die hohe Temperatur, die in unserem Terrarium kaum unter 28 Grad sinkt, wieder warm geworden und damit zu neuem Leben erwacht. Er fauchte uns an. Aber das ist nicht die einzige Möglichkeit für Krokodile, Laute von sich zu geben. So können zum Beispiel Alligatoren auch brüllen, und Jungtiere quaken wie Frösche. Man braucht nur die Tür des Terrariums zu öffnen, in dem sich unsere Kaimankinder, die erst eine Länge von 35 cm erreicht haben, befinden — sofort lassen die kleinen Panzer-

echsen, offensichtlich in Erwartung des Futters, ihr seltsames Quaken hören. Vorsicht, Finger weg! ist allerdings beim Umgang mit Krokodilen erstes Gebot, denn auch die Kleinsten unter ihnen schnappen schon nach allem, was sich vor ihrer Schnauze bewegt. Max liegt den ganzen Tag, ohne sich zu bewegen, im Wasser. Ihn kann nichts aus der Ruhe bringen, nur, wenn der Tierpfleger den Schlüssel in das Schloß der Tür seines Terrariums steckt, wird er munter. Das ist bei ihm das Zeichen zum Beginn der Mahlzeit. Er hebt den Kopf und öffnet das Maul, dessen Kiefer mit spitzen, kegelförmigen Zähnen dicht besetzt sind. In dieser Haltung erwartet er das Pferdekotelett, das ihm, an einem Holzstab aufgespießt, gereicht wird. Hin und wieder erhält er auch einmal ein totes Meeresschweinchen. Während der übrigen Zeit aber liegt Max wie versteinert in seinem Becken und rührt sich kaum.

Während ich diese Zeilen niederschreibe, kommt mich Jacki, unser Schimpansenjunge, besuchen. Er sollte gerade gewaschen werden, macht aber einen kleinen Abstecher ins Wohnzimmer. Er klettert auf die Couch, springt auf einen Polstersessel und von da aufs Fensterbrett. Dort sitzt er eine kleine Weile und schaut auf die im Winde schaukelnden Zweige der Bäume, die vor dem Fenster stehen. Lange kann ihn auch dieses Bild nicht fesseln. Schon sitzt er bei mir auf dem Schreibtisch, nimmt meine Hand, zieht mich vom Stuhl, klettert an mir hoch, hängt sich an meinem Arm verkehrt auf und steckt seinen Kopf zwischen meine Beine. Als er jedoch versucht, mit aller Gewalt mir die Hosen zu zerreißen, gebe ich ihm eine Ohrfeige, worauf Jacki mit geckernden Lauten durch die Tür verschwindet.

Welch ein Unterschied zwischen Max und ihm. Auf der einen Seite das Krokodil, das stundenlang auf einem Flecke liegen kann, ohne nur das geringste Zeichen einer Teilnahme am Geschehen seiner Umwelt von sich zu geben und nichts nach außen kundtut von seiner inneren Stimmung. Auf der anderen Seite der Schimpanse, dessen Mienenspiel sich in jedem Augenblick ändert, der gespannt am Fenster sitzt, mit gespitztem Mund auf der Couch herumspringt oder im Ärger über die Ohrfeige die Lippen hochzieht und geckernde Schreie ausstößt. Dieser Wechsel im Spiel der Gebärde vollzieht sich in weniger als einer Minute. Muskeln, die bei niederen Säugetieren die Ohren aufstellen, die Nase schnuppernd nach links oder rechts ziehen, bei Reptilien die Nasenlöcher schließen und öffnen, stehen beim Affen im Dienst mimischer Ausdrucksformen. Je höher wir im System der Tiere hinaufsteigen, je größer und damit auch leistungsfähiger das Gehirn wird, um so abwechslungsreicher sind auch die Gebärden, mit denen das Tier seine Stimmung kundgibt. Welch ein großer Unterschied besteht beispielsweise zwischen dem Gesicht einer Ratte und dem eines Raubtieres. Während das Raubtier seine Nase in Falten legen kann und bei größter Erregung die Lippen hochzieht, wobei die langen, dolchartigen Eckzähne sichtbar werden, und heiseres Fauchen ausstößt, ist es der Ratte nicht vergönnt und noch weniger dem Krokodil, sein Mienenspiel je nach den Gefühlswallungen zu verändern. So werden im Laufe der Entwicklung des Lebens auf unserer Erde die Organismen nicht nur komplizierter in ihrem Körperbau, sondern ihre Gefühlserlebnisse werden zahlreicher und ihre Ausdrucksformen vielseitiger.

## ***Die gefährlichste Giftschlange der Erde***

Als das Terrarium des Dresdner Zoologischen Gartens durch eine Speikobra und einige andere Reptilien eine wertvolle Bereicherung erfuhr,

war für die Erwerbung dieser überaus gefährlichen Giftschlange der immer wieder von den Zoobesuchern geäußerte Wunsch ausschlaggebend, Giftschlangen sehen zu können. Viele von den Besuchern, die vor dem Glasbehälter dieser Giftschlange standen, werden die Mahnung „Bitte nicht an die Scheiben klopfen, Vorsicht, Lebensgefahr!“, die auf einem Schild am Behälter vermerkt war, für weit übertrieben gehalten oder gar als einen sensationellen Reklametrick angesehen haben. Aber dem ist nicht so, denn die südafrikanische Speikobra gehört zu den gefährlichsten Giftschlangen, die unsere Erde beherbergt. Sie überträgt ihr Gift nicht nur durch den Biß, der auch für den Menschen nach wenigen Minuten tödlich ist, sondern sie spuckt dieses Gift auch über eine Entfernung von 3½ Meter hinweg dem Angreifer ins Gesicht. In den frühen Morgenstunden ist die Speikobra besonders lebhaft. Dann nimmt sie auch gegenüber jedem Besucher, den sie hinter den Scheiben erblickt, ihre Abwehrstellung ein, das heißt, sie richtet ihren Vorderkörper auf und breitet ihren Halsschild aus. Wie leicht also könnte es passieren, daß bei einer starken Reizung des Tieres, wie etwa durch Klopfen an die Scheiben, die Kobra ihr Gift ausspuckt. Selbstverständlich könnte dem Besucher nichts geschehen. Aber das Gift würde an der Glasscheibe kristallisieren, bei Reinigung der Scheiben in Form von kleinsten Partikelchen in die Luft geraten und damit eine große Gefahr für den Tierpfleger bilden. Leicht geraten die Giftpartikelchen in die Augen und können zum völligen Erblinden führen. Ja nicht nur zum Erblinden, denn wie die Erfahrung erwiesen hat, können solche Giftteilchen über das Auge auch in das Blut des Tierpflegers gelangen und zu einer Lebensgefahr für den Betroffenen werden. Deshalb also diese Mahnung am Behälter der Speikobra.

Auch das Verpacken und Aussetzen dieses Giftreptils war keine Kleinigkeit. In einem kleinen Holzkästchen, das nach oben mit einem engen Maschendraht abgeschlossen war, reiste die Kobra unter Begleitung eines Wächters nach Dresden. Aber schon beim Verpacken ereignete sich ein tragisch-komischer Zwischenfall. Als nämlich die Giftschlange sich in dem Kästchen befand, wurde mit einigen Nägeln der Deckel verschlossen. Plötzlich erleichte einer der Reptilienwärter und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Zu Tode erschrocken betrachtete er seinen Daumen, aus dem ein winzig kleines Tröpfchen Blut quoll, wie nach einem Stich durch eine Nadel. Gebissen! Von der Kobra gebissen! Lange, endlos scheinende Minuten vergingen — aber nichts trat ein. Kein Schwindelanfall, kein Erbrechen, kein Anschwellen der Bißwunde. Es war klar, die Verletzung stammte nicht von der Kobra, sondern vielmehr von einem überstehenden Drahtstückchen.

Selbstverständlich läßt man bei der Pflege und Fütterung dieser gefährlichen Giftschlange größte Vorsicht walten. Nur mit einem Gesichtsschutz versehen und durch dicke Handschuhe geschützt, öffnet der Tierpfleger die durch mehrere Schlösser geschützte Tür, um das Reptil herauszufangen und dann den Käfig zu säubern.

Gefüttert wird die Kobra, wie auch unsere anderen Giftschlangen, die Sandvipere und Kreuzotter, mit lebenden Tieren. Sie erhält weiße Mäuse, Ratten und Goldhamster. Ist ein Futtertier in den Behälter gesetzt worden, so richtet sich die Speikobra auf und stößt blitzschnell, so daß der Angriff vom menschlichen Auge kaum verfolgt werden kann, nach der Beute. Blitzschnell erfolgt auch der Biß. Die Wirkung ist überraschend. Die Maus oder Ratte zeigt vorerst keinerlei Anzeichen eines Schrecks oder einer Giftwirkung. Im Gegenteil, sie bleibt mitunter sogar ruhig an ihrem Platz, wenn die Kobra zustößt. Aber schon nach wenigen Sekunden geht



Stell aufgerichtet hat sich die Spelkobra, um blitzschnell nach ihrer Beute zu stoßen oder ihr Gift dem Feind ins Gesicht zu spucken



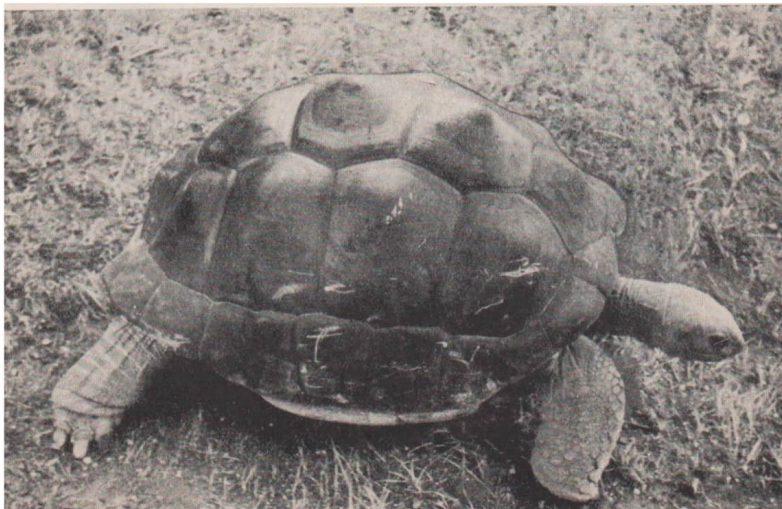
Schnell und schmerzlos ist das Meerschweinchen wenige Sekunden nach dem Biß der Puffotter gestorben. Die Schlange klappt ihre giftigen Dolche wieder in die Hauttaschen zurück. Aus den feuchtheißen Urwäldern Südamerikas kommt dieser Leguan (unten)







In Erregung faucht der Wüstenwaran und bläht sich auf. Die größten Schildkröten auf unserer Erde (unten) können ein Gewicht von mehr als zwei Zentnern erreichen







Der gebogene spitze Schnabel der Papageien dient diesen Vögeln nicht nur zum Knacken hartschaliger Früchte sondern auch als Kletterhaken

ein Zittern durch den Körper des Tieres, woraufhin sofort der Tod eintritt. Die Schlange beachtet ihre Beute vorläufig nicht. Oft frißt sie das am Tage getötete Tier erst in der Nacht.

Wie häufig hört man nun seitens der Besucher, daß es eine Tierquälerei sei und verboten werden müßte, lebende Tiere als Futter zu verwenden. Im Zoologischen Garten wird, soweit das überhaupt möglich ist, das Verfüttern lebender Tiere vermieden. Bei verschiedenen Reptilien jedoch, wie eben gerade bei Gift- und Riesenschlangen, ist es oft unvermeidlich, weil diese Tiere nur lebendes Futter annehmen. Eine tote Ratte regt in der Kobra die Freßlust nicht an, ja, man kann wohl sagen, daß tote Tiere als Beute meist nicht erkannt werden. Gerade die Bewegung des Beutetieres spielt eine große Rolle bei der Nahrungsaufnahme dieser Schlangen, denn sie ist es, die dem Futtertier erst die Beutebedeutung im Umweltbild der Schlange gibt. Ist es nun aber für die Ratte eine Qual, wenn sie oft Stunden im Angesicht des Todes einer gefährlichen Giftschlange gegenübersteht? Diese Fragen zu beantworten, ist nicht schwierig. Wenn die Ratte Marterqualen und Todesängste ausstehen sollte, wie viele Besucher glauben, dann wäre es doch notwendig, daß sie sich ihrer gefährlichen Situation bewußt ist. Aber das muß gerade verneint werden. Die Ratte flieht kaum vor der Schlange. Ja im Gegenteil, sie legt sich in unmittelbarer Nähe ihrer Todfeindin zum Schlafe nieder. Sie ist sich also der großen Gefahr, in der sie schwebt, ebenso wenig bewußt wie ein Kind, das im Walde eine Kreuzotter findet und mit ihr zu spielen beginnt. Eigentümlicherweise denken die Besucher auch nur an das „arme Mäuschen oder die bedauernswerte Ratte“ und nicht an die Schlange, die doch verhungern müßte, würden wir ihr kein lebendes Futter geben, und fragt man den entrüsteten Besucher, was er wohl am liebsten esse, dann antwortet er meist Schnitzel oder ein anderes Fleisch- oder Fischgericht. Die Diskussion erlischt dann sehr bald, wenn man ihn darauf aufmerksam macht, daß, um seinen Fleischbedarf zu stillen, auch Tiere ihr Leben lassen müssen und daß der Tod im Schlachthaus kaum schneller eintreten kann, als es durch den Biß einer Kobra geschieht.

## ***Von giftigen Spinnen und Schlangen***

Zweifellos bilden die Giftschlangen in jedem Terrarium eines Zoologischen Gartens den größten Anziehungspunkt für die Besucher. Die wenigsten aber wissen, daß auch andere Tierfamilien gefährliche giftige Arten beherbergen. Nicht selten kommen mit Bananentransporten aus Übersee auch Vogelspinnen nach Europa. Sie machen als blinde Passagiere die Seereise mit. Allerdings sind diese größten Spinnen, die wir auf unserer Erde finden, bei weitem nicht so gefährlich, wie man allgemein glaubt. Todesfälle durch den Biß von Vogelspinnen sind meines Wissens bis jetzt noch nicht bekannt geworden. Nicht nur durch ihre giftigen Kieferklauen kann die Vogelspinne für den Menschen unangenehm werden, sondern auch durch die feinen Härchen, die ihren Körper bedecken. Diese kleinen Borsten können von der Spinne mit den Beinen abgelöst werden, gelangen in die Luft und damit auch sehr leicht in die Augen und Atemwege des Menschen, wo sie empfindliche Entzündungen hervorrufen, die meist sehr schmerzvoll und langwierig sind. Bei weitem gefährlicher ist der Biß der Schwarzen Witwe, einer kleinen Spinne, die in Amerika beheimatet ist. Ihre Giftwirkung kann zum Tode führen.

Eigentümlicherweise ist das Gift der giftigen Fische auch im Blut zu finden. Dafür bekannt ist u. a. der Aal. Mitunter genügt sogar die Be-

rührung der Eingeweide, um Vergiftungserscheinungen hervorzurufen. Der bekannte Naturforscher Ernst Haeckel seziierte einen Kugelfisch. Bald mußte er jedoch diese Arbeit einstellen, weil er von heftigen Kopfschmerzen geplagt wurde. Später stellte sich noch Erbrechen, Durchfall, Gliederschmerzen und ein Ausschlag auf den Händen ein. Ebenso können auch Stacheln als Überträger des Giftes bei Fischen auftreten. An dem peitschenförmigen Schwanz des Stachelrochens sitzt ein derartiger Giftapparat. Die Giftdrüsen der Amphibien liegen auf der Haut. Auch unser Feuersalamander scheidet Gift ab. Leider mußten wir diese Erfahrung vor zwei Jahren machen. Damals waren unsere Reptilien noch in Gestellterrarien im Elefantenhaus untergebracht. In einem unbeobachteten Moment nahm ein Besucher aus einem Terrarium einen Feuersalamander, erbrach ein anderes Terrarium und warf den Feuersalamander den Krokodilen zum Fraße vor. Am nächsten Tag lag ein Krokodil tot in seinem Becken. Wir seziierten das Tier und fanden im Magen der kleinen Panzerchse die unverdauten Überreste des Feuersalamanders vor.

Das Hautgift verschiedener Frösche und Kröten wird von südamerikanischen Indianern zur Herstellung von Pfeilgiften verwendet. Die Giftwirkung dieses Hautdrüsensekretes habe ich selbst einmal beobachtet. Ein Hund erblickte eine dicke Kröte, stürzte sich auf das Tier und fuhr jaulend, als hätte er sich das Maul verbrannt, zurück. Sofort setzte eine starke Abscheidung von Speichel ein. Schaum trat vor das Maul, und der Hund wischte sich die Schnauze unaufhörlich im Grase ab. Wahrscheinlich war die Giftwirkung mit heftigen Schmerzen verbunden. Erst nach etwa einer halben Stunde beruhigte sich das Tier wieder, und der Speichelfluß ließ langsam nach. In Mexiko gibt es einen Giftlaubfrosch, dessen Hautdrüsen ein Sekret abcheiden, daß den sogenannten Froschkatarrh hervorruft. Berührt man diesen Frosch, so muß man niesen und wird von starkem Hustenreiz geplagt.

Die meisten Unfälle mit Gifttieren werden in den Tropen durch Giftschlangen hervorgerufen. Vor wenigen Tagen unterhielt ich mich mit einem Menschen, der noch an einer Vergiftung mit Kobragift litt. Beim Abkratzen der Scheiben seines Terrariums, in dem er eine Brillenschlange untergebracht hatte, die besonders angriffslustig ist, und — obwohl sie nicht zu den giftspeienden Schlangen gehört — sehr häufig gegen die Scheiben spuckt, hatte er sich mit der Rasierklinge geschnitten. Er erzählte mir, daß zuerst eine Lähmung der linken Körperseite eintrat. Schwindelanfälle stellten sich ein und, obwohl er nur eine geringe Menge des Giftes ins Blut bekommen hatte, lag er über eine Woche lang fast völlig gelähmt danieder. Als ich ihn sprach, klagte er über heftige Schmerzen im Rücken, auch war der rechte Arm noch gelähmt. So ist es verständlich, daß ich furchtbar erschrak, als ich eines Tages von einem Dresdner Krankenhaus angerufen wurde, es wäre soeben ein Mädchen eingeliefert worden mit Anzeichen von Vergiftung durch Speikobragift. Wie sollte das passiert sein? Ich rannte zu unserem Terrarium. Nein, die Scheiben waren völlig in Ordnung. Bald jedoch klärte sich der seltsame Fall auf. Das Kind war hinter die Absperrung gekrochen. Die Eltern hatten es gewarnt und dem Mädchen geschildert, in welcher großen Gefahr es sich befinde. Schon wenn man an die Scheiben fasse, könne man sterben, denn daran klebe Gift, das die Schlange ausgespien hätte. (Das stimmt, aber natürlich nicht außen an den Scheiben.) Schon nach wenigen Minuten schwoll der Arm des Kindes an. Donnerwetter — sollte etwa doch? Jetzt bekamen die Eltern Angst und banden den Arm ab. Der Erfolg war natürlich, daß er noch mehr schwoll und blau wurde. In ihrer Angst liefen die Eltern zum

Krankenhaus und schilderten das Ereignis. In Wirklichkeit hatte die stark suggestiv wirkende Schilderung der Eltern wahrhaftig ein Symptom verursacht, das der Wirkung eines Schlangenbisses nicht unähnlich war. Mich jedenfalls kostete der Telefonanruf einige Nerven und machte mich um die Erfahrung reicher, daß selbst Absperrung und Glasscheiben nichts nützen, wenn die Einbildung mit im Spiele ist.

## *Lorchen, der Papagei*

Wenn man in den frühen Morgenstunden oder spätabends an die Volieren der exotischen Vögel herantritt, so kann es sein, daß man von einem Papagei mit einem „Guten Tag“ oder „Servus“ begrüßt wird. Man kann sogar das Glück haben, ein Gesangsquartett zu erleben. Fast alle Papageien, die der Dresdner Zoo beherbergt, sind viele Jahre in Privatbesitz gewesen und haben dort mehr oder weniger gut sprechen oder singen gelernt. Olga, die Gelbkopfamazone, singt: „Mein Mann ist gefahren ins Heu“ und „Schön ist jeder Tag mit dir Marie-Luise“. Zugegeben, die Schläger sind oft schon sehr alt, aber trotzdem bereiten sie bei Groß und Klein helle Freude, die sich meist in herzlichem Gelächter äußert. Das aber haben die Papageien wieder von den Besuchern gelernt: Sie lachen zu jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, sie lachen so echt, daß schon mancher Besucher sich verwundert umgeschaut hat, um festzustellen, wer da wohl so ungeniert lacht.

All diese Nachahmungen sind natürlich nichts anderes als ein Spotten, wie wir es auch von unserem einheimischen Gelbspötter kennen, der viele andere Singvögel imitiert. Desgleichen können Dohlen und Elstern überraschend gut andere Vogelstimmen nachahmen und auch „sprechen“ lernen. Eine Dohle im Dresdner Zoo, die in der Voliere am Elefantenhaus untergebracht ist, ruft „Jakob“, und im Halleschen Zoo kann eine Elster wunderbar husten und „Inge“ rufen.

Mitunter können die nachgeahmten Worte auch sinngemäß angewendet werden. Ich kannte einen Graupapagei, der nur in dem Augenblick „guten Appetit“ wünschte, wenn sich die Familie zum Essen niedersetzte. Während der übrigen Zeit des Tages ließ er diesen freundlichen Gruß nie hören. Lorenz, der bekannte Tierpsychologe, berichtet von einem Papagei, der nur dann „Na, auf Wiedersehen“ sagte, wenn man aufstand, um sich zu verabschieden. Wurde die Verabschiedung fingiert, so schwieg der Papagei. An irgendeinem Zeichen, das natürlich ganz unbewußt gegeben wurde, merkte das Tier, ob es einem um den Abschied auch wirklich ernst war.

Der bekannteste Sprecher unter den Papageien ist der Jako oder Graupapagei, der in Westafrika beheimatet ist. Trotzdem wir über sein Brutgeschäft gut unterrichtet sind, ist es meines Wissens nach noch nicht gelungen, ihn in Gefangenschaft zu züchten. In Baumhöhlen legt er seine Eier ab. Während der Brutzeit lebt der Jako in Pärchen, sind die Jungen flügge, so schließt er sich mit vielen anderen Artgenossen zu Gesellschaften zusammen. Kurz vor Sonnenuntergang vereinen sich die Trupps eines Gebietes zu Schlafgesellschaften und nächtigen gemeinsam auf einem bestimmten Baum, der zu diesem Zwecke ausgewählt und jeden Abend aufgesucht wird. Die nach Europa gelangten Graupapageien sind wohl fast alle als Jungvögel aus dem Nest genommen worden. Sie werden in den Negerdörfern aufgezogen, und wenn eine größere Anzahl vorhanden ist, nach der Küste zum Verkauf gebracht.

Verschiedene Länder haben allerdings die Einfuhr von Papageien wegen der Gefahr der Einschleppung der Papageienkrankheit verboten. Neueste Untersuchungen haben jedoch ergeben, daß durchaus nicht nur Papageien diese Krankheit, deren Gefährlichkeit durch die Anwendung von Penicillin in starkem Maße eingeschränkt ist, übertragen können. Die Erreger der Psittakose wurde auch bei Möwen, Enten, Haushühnern und Finkenvögeln gefunden.

Wenn ich von Papageien erzähle, so darf ich natürlich keinesfalls den Clown unter den Vögeln, den Wellensittich, vergessen. Vor etwas mehr als hundert Jahren wurde er in Europa eingeführt und hat sich in kürzester Zeit die Herzen der Tierfreunde erobert. Besonders interessant ist es, diese so überaus brutfreudigen Vögel in größeren Gemeinschaften zu halten und sie bei ihrem Brutgeschäft zu beobachten. Jedes Pärchen hat seine Nisthöhle. Meist sitzt der Ehegemaal vor dem Nistkasten und schnattert dem brütenden Weibchen ein Liedchen vor. Dann wieder sorgt er für die Nahrung und atzt seine Auserwählte. Sind die Jungen selbständig und flattern, oft noch halbnackt, in der Vollere umher, werden neue Eier gelegt, und so geht es hintereinander, Brut auf Brut. In freier Wildbahn, in den Steppengebieten Australiens, der Heimat unserer Wellensittiche, würden sich die Tierchen zu Tode brüten, wenn hier nicht die Natur eine Gewaltpause eingeschoben würde, die Trockenzeit. Die Nahrungsquelle versiegt und dämpft damit auch das Liebesspiel der Sittiche. Papageien haben auch Geschichte gemacht. Als Kolumbus sich in der Nähe Amerikas befand, war es ein Schwarm Papageien, die des Abends gegen Südwesten flogen und ihn veranlaßten, seinen Kurs zu ändern. Die Papageien waren es also, die den Platz bestimmten, wo zum erstenmal Europäer die Neue Welt betreten sollten.

## **Carla und ihre Ziege**

Carla, die indische Elefantenkuh, ist schon sieben Jahre in Dresden. In dieser Zeit hat sie nicht nur viel gelernt, sondern auch erlebt. Sie war schon einmal ernstlich krank. Das war kurz nach ihrer Ankunft. Eine schwere Erkältung hatte sie gepackt. Das Fieber stieg von Tag zu Tag. Auch das alte Hausmittel für Elefantenkrankheiten, eine Flasche Schnaps, half nichts. Sie trank zwar die ganze Flasche Weinbrand in einem Zuge aus, aber eine Wirkung war nicht zu verspüren. Natürlich wurde sie auch keineswegs betrunken, denn was ist schon eine Flasche Alkohol für ein Elefantenfräulein. Schließlich, als sogar eine Rüssellähmung eintrat, riefen wir einen Tierarzt aus Leipzig, einen Spezialisten für Elefantenkrankheiten. Er hat unserer Carla Injektionen in die dünnste Stelle der Haut dicht hinter dem Ohr gegeben. Seit dieser Behandlung besserte sich der Zustand von Stunde zu Stunde, und nach zwei Tagen war Carla wieder munter wie zuvor. Man kann es einem Elefanten leicht ansehen, wenn er ernstlich erkrankt ist. Meist steht er ruhig auf einem Fleck und läßt den Rüssel zu Boden hängen. Dann wird es Zeit, das Fieber zu messen.

Daß unsere Carla, wenn sie angekettet ist oder wenn es ihr an Beschäftigung mangelt, mit dem Kopf schüttelt, ist keineswegs ein Zeichen innerer Organschäden, wie viele meinen. Jeder Elefant hat eine dumme Gewohnheit. Bei den meisten Zirkuselefanten kann man beobachten, wie sie von einem Bein auf das andere treten und dabei mit ihren Riesenleibern hin und her schwanken. Andere wieder schaukeln nur mit dem Kopf. Man ist sich sogar noch nicht im klaren darüber, ob Elefanten nicht auch in freier Wildbahn diese stereotypen Bewegungen ausführen. Auch wir Menschen

beginnen mit den Beinen zu wackeln oder mit den Fingern zu spielen, wenn uns irgendeine Sitzung zu lange dauert oder wir warten müssen. Keiner würde uns deshalb für verrückt erklären und keinem würde es einfallen, uns deshalb als „Wackler“ oder „Zitterer“ zu bezeichnen, wie es unlängst ein Schriftsteller getan hat. Er nannte unsere Carla einen „Schüttler“.

Es ist in Dresden schon seit Jahrzehnten üblich, den Elefanten Ziegen beizugesellen, und nicht nur im Dresdner Zoo. Aber warum wohl? Das ist nicht schwer zu erraten, wenn man das Leben des Elefanten in freier Wildbahn kennt. Er ist ein Herdentier. Er ist es gewohnt, viele Artgenossen um sich zu haben. Die Ziege war also Ersatz für den in den ersten Jahren noch fehlenden Artgenossen. Sie sorgte für Abwechslung. Jeder Besucher unseres Zoos, der einmal die beiden ungleichen Partner spielen sah, wird gestaunt haben, mit welcher Dreistigkeit die Ziege immer wieder gegen die Säulenbeine des Elefanten stieß und mit welcher Zartheit der Rüssel über ihren Körper glitt. Sie lief dem Riesen zwischen den Beinen hindurch, sprang unter dem Rüssel durch und durfte sich wahrhaftig alles erlauben. Es hat eine lange Zeit gedauert, bis diese Freundschaft geschlossen wurde. Carla hatte sich nämlich mit dem Steppenrind-Bullen angefreundet, der neben ihr im Elefantenhaus untergebracht war. Sie stellte sich so weit als möglich an den Grabenrand und langte mit dem Rüssel zu ihrem Freund hinüber. Dabei scheuerte sie den Putz von der Wand, und schließlich bröckelten sogar die Ziegel heraus. Als wir ihr dann die Ziege zum erstenmal in ihr Gehege brachten, wollte Carla gar nichts von ihr wissen, sie quietschte ängstlich und verdrückte sich in die äußerste Ecke. Als sie aber von ihrem Wärter am Ohr gefaßt und zur Ziege hingeführt wurde, begann sie tief zu kollern und senkte ihr massiges Haupt, kurz es war in der ersten Zeit nichts zu machen. Bald aber gewöhnten sich die beiden aneinander, und bald war die Ziege so heimisch im Elefantenhaus, daß sie teils zwischen den Besuchern, teils im Elefanten-gehege herumlief. Kam wirklich einmal, was glücklicherweise selten ist, eine „Unfallmeldung“ aus dem Elefantenhaus, dann war der Schuldige nicht der Elefant, sondern die Ziege. Sie hatte, während die Besucher Carla fütterten, ihnen das Kleid angefressen.

Weil ich schon so oft angerufen und gefragt worden bin, wie lange der Elefant trägt, sei es hier noch einmal vermerkt: 20 bis 22 Monate. Für unsere Carla kommt das leider nicht in Frage, denn uns fehlt noch der Elefantenmann.

## ***Warum wurde der afrikanische Elefant nicht gezähmt?***

Es ist verständlich, daß ich bei den Führungen eine besonders lange Zeit im Elefantenhaus verbringe, bieten doch gerade diese Dickhäuter so viele Möglichkeiten, biologische Probleme und Gesetzmäßigkeiten anschaulich zu machen. Dabei wird sehr oft eine Frage gestellt: Warum wurde der afrikanische Elefant nicht gezähmt?

So leicht ist diese Frage nicht zu beantworten. Es muß vorerst festgestellt werden, daß die Neger Afrikas nur sehr wenige Wildtiere zu Haustieren gemacht haben, viel weniger als die asiatischen Völker. Watussirind, Hauskatze und Perlhuhn sind die afrikanischen Haustiere, die durch die Eingeborenen dieses Erdteils gezähmt wurden. (Ja, unsere Hauskatze stammt von der afrikanischen Falbkatze ab und nicht, wie viele meinen, von der europäischen Wildkatze.) Aber es müssen auch einmal afrikanische Elefanten gezähmt worden sein, wie es uns die römische Geschichte

berichtet. Dabei muß festgestellt werden, daß die Römer auch indische Elefanten kannten, die durch Alexander nach Macedonien, durch Antiochus nach Syrien und durch Pyrrhus nach Italien kamen. Daneben aber wurden auch afrikanische Elefanten als Kriegstiere verwendet. Sie entstammten einer Elefantenfangstation, die Philadelphus, der zweite Ptolemäer, etwa drei Jahrhunderte vor Christus in Ägypten geschaffen hat. Noch heute beweisen uns römische Münzen diese Behauptung. Auf manchen Münzen sind afrikanische Elefanten dargestellt, auf deren Rücken ein Reiter mit dem bekannten Elefantenhaken in der Hand sitzt. Aus alten Berichten wissen wir darüber hinaus, daß sich in Karthago Stalungen befanden, die geeignet waren, 300 Elefanten aufzunehmen. Die größte Leistung jedoch war es, diese Tiere bis nach Norditalien zu bringen, sie durch den Winter der Alpen, durch Schnee und Eis zu führen. Allerdings blieb nach diesem Unternehmen nur einer der 40 afrikanischen Elefanten übrig, aber Hannibal ließ Ersatz kommen, es traten 40 weitere Elefanten die Reise nach Italien an. Auch in unserer Zeit ist mehrmals der Versuch unternommen worden, den afrikanischen Elefanten zu zähmen. Vorher jedoch wurden indische Elefanten nach Afrika eingeführt. Neuerdings das erstemal wieder 1867. Damals mußten diese Elefanten auch Kanonen schleppen. England machte eine Abessinien-„Expedition“. Von den 44 indischen Elefanten kamen 39 wieder in ihr Heimatland zurück. Noch weitere Versuche, indische Elefanten einzuführen, wurden unternommen, jedoch stets mit negativem Erfolg. Längere Zeit hielten sich diese Tiere in Afrika nicht. So wurde endlich mit der Zählung des afrikanischen Elefanten begonnen. Ursprünglich sollten zum Einfang der wilden Elefanten zahme indische Elefanten verwendet werden, was aber aus den oben angegebenen Gründen scheiterte. Dann wieder wurde durch Erschießen des Muttertieres der Versuch gemacht, das Jungtier zu fangen. Aber auch das ist nicht leicht, denn Elefanten sind Herdentiere und nehmen sich der verwaisten Jungen an. Schließlich ist man im Kongogebiet auf eine Methode verfallen, die sich bewährt hat. Die Elefantenfänger schleichen sich an eine Herde an, sprengen durch Geschrei und Lärm die Herde auseinander und treiben dabei die Jungtiere von der Herde hinweg, um ihnen im geeigneten Augenblick Seile um die Beine zu werfen und sie am nächsten Baum festzubinden. Dort bleiben sie oft einige Tage stehen, bis sie sich beruhigt haben. Dann werden zahme Elefanten herangeführt, die den Wildfang in die Mitte nehmen und ihn zum Fanglager führen, wo er wieder angekettet und nun langsam an die ungewohnte Nähe des Menschen gewöhnt wird. Ähnlich also, wie es auch in Indien gehandhabt wird, nur daß dort die ganze Elefantenherde, gleich ob jung oder alt, in einen großen Kral getrieben wird. Hat sich der Elefant etwas eingewöhnt und nimmt Futter vom Menschen an, so beginnt die eigentliche Zählung. Leider haben sich jedoch die afrikanischen Elefanten als Arbeitstiere nicht bewährt. Der Futterverbrauch eines ausgewachsenen afrikanischen Elefanten, der 3,50 Meter hoch und 80 Zentner schwer werden kann, ist so groß, daß die meiste Zeit des Tages mit dem Herbeischaffen des Futters oder mit dem Aufdie-Weide-führen der Dickhäuter vergeht. Mit diesen Zähmungsversuchen wurde im Kongogebiet um die Jahrhundertwende begonnen. 1901 waren drei, 1902 waren neun und 1903 bereits fünfzehn Elefanten gezähmt. Heute sind in der Fangstation im Kongogebiet meist über fünfzig Tiere zu finden. Hoffen wir, daß aber auch dem Aussterben des afrikanischen Elefanten ein Hindernis gesetzt wird. Es ist beinahe unglaublich, wenn man die Abschubziffern vergangener Jahre hört. So wurden von 1879 bis 1883

65 000 afrikanische Elefanten erlegt und das — wegen ihres Elfenbeines. Auch der Dresdner Zoologische Garten hat in den Vorkriegsjahren einen afrikanischen Elefanten, Jumbo, besessen und den Versuch unternommen, ihn mit einer indischen Elefantenkuh zu kreuzen. Trotzdem beide mehrmals Hochzeit gefeiert haben, ist doch nie ein Jungtier geboren worden. Hoffen wir, daß auch diese Versuche in Dresden bald wieder fortgesetzt werden können.

## ***Alte Tierbücher und neue Forschung***

„Wir gehen zu den übrigen Tieren, und zwar zuerst zu den Landtieren, über. Das größte unter ihnen ist der Elefant. Sein Verstand kommt dem des Menschen am nächsten, denn er versteht die Sprache seines Landes, gehorcht den Befehlen, merkt sich die erlernten Verrichtungen und findet Vergnügen an Liebe und Ruhm; ja, er ist sogar (was selbst bei den Menschen zu den seltenen Fällen gehört) rechtschaffen, klug und gerecht, er erweist den Gestirnen göttliche Ehre und hält Sonne und Mond heilig. Nach dem Berichte einiger Schriftsteller kommen die Elefanten in den Gebirgen Mauritaniens beim Schimmer des Neumondes scharenweise zu einem bestimmten Fluß namens Amilo, wo sie sich feierlich reinigen, Wasser umhersprengen und nach dieser Begrüßung des Gestirns wieder in ihre Wälder zurückkehren, wobei sie die ermüdeten Jungen vor sich hertragen. Sie fordern auch Gewissenhaftigkeit von anderen, denn wenn sie über das Meer gebracht werden sollen, so besteigen sie, wie man glaubt, das Schiff nicht eher, bis der Schiffsführer einen Schwur abgelegt hat, sie wieder zurückzubringen.“

Diese Zeilen schrieb Cajus Plinius Secundus in seiner Naturgeschichte etwa 70 nach Christus. Wenn wir heute in dieser Naturgeschichte blättern, und ich tue es sehr gern, so kann man sich oft eines Lächelns nicht erwehren. Es ist geradezu überraschend, wie Plinius das Tier vernemlich, ihm sogar einen gewissen Kult zuschreibt. Jedoch sind derartige Darstellungen des Tieres durchaus nicht auf jene Zeit beschränkt. Noch im Jahre 1773 lesen wir in einer Naturgeschichte folgenden Bericht, der uns beweist, daß die Gedanken des Plinius durchaus noch lebendig waren: „... Die Alten nannten sie epirische oder albanische Hunde, und Plinius erzählt in dem achten Buche seiner Naturgeschichte von zweyen, die Alexander dem Großen geschenkt worden, deren er den ersten tödten ließ, weil er nicht auf Bären, wilde Schweine und dergleichen angehen wollte, bey dem zweyten aber in einem Kampf mit einem Elephanten lernte, daß es nicht Furcht oder Trägheit, sondern Verachtung war, die jenen gegen geringere Thiere als Löwen und Elephanten unthätig seyn hieß...“ Selbst in der Schaltenbrandtschen Übersetzung von Buffons sämtlichen Werken nach der Klassifikation von Cuvier, die im Jahre 1837 erschienen ist, heißt es vom Elefanten: „... wie er mit dieser wunderwürdigen Kraft auch Muth, Klugheit, Kaltblütigkeit, pünktlichen Gehorsam verpaart, wie er selbst in seinen lebhaften Leidenschaften Mäßigung beibehält, wie er in der Liebe mehr beständig als ungestüm ist, wie er im Zorn seine Freunde nicht mißkennt, wie er stets nur die angreift, die ihn gekränkt haben, wie er am Fleische keinen Geschmack findet und nur von Pflanzen sich ernährend, kein geborener Feind der Thiere ist...“ So wurden in wissenschaftlichen Berichten des vergangenen Jahrhunderts den Tieren Eigenschaften und psychische Qualitäten zuerkannt, die nachzuprüfen sich niemand bemühte.



Es ist also nicht verwunderlich, daß die Tierpsychologie bis in die letzte Zeit hinein den Ruf der Unwissenschaftlichkeit trug. Nein, so ging es auch wahrhaftig nicht weiter, daß man einfach die Eindrücke, die das Tier auf den Menschen machte, wieder auf das Tier zurückprojizierte und dann von der falschen Schlange, vom listigen Fuchs, vom stolzen Hirsch, vom dummen Kamel sprach. Woher aber kam die große Wende in der Betrachtung des Tieres und seiner psychischen Vorgänge?

Gerade in jüngster Zeit ist sehr oft der Name eines Nobelpreisträgers genannt worden, der um seiner physiologischen Arbeiten willen die Anerkennung der Wissenschaft fand: Pawlow. Wir haben von seinen Forschungen über die Ernährungsphysiologie gehört, von seiner Entdeckung der bedingten und der unbedingten Reflexe, selten aber ist seine Bedeutung für die Tierpsychologie (er selbst sprach nur von der Tierphysiologie) hervorgehoben worden. Er hat den Versuch gemacht, die subjektive Betrachtung und Beurteilung tierischen Handelns, die sehr leicht zu Irrtümern und sogar zu reinen Vermenschlichungen führen kann, durch eine weitestgehend objektive abzulösen. Er hat in starkem Maße der Tierpsychologie wissenschaftlich exakte Wege gezeigt.

Pawlow hat mehrmals darauf hingewiesen, daß es zwecklos und fruchtlos ist, sich irgendwelchen Spekulationen über das Seelenleben der Tiere hinzugeben, zu raten, welche Gefühle wohl das Tier in bestimmten Situationen haben könne, was es empfinde usw. Es sei insofern besonders müßig, als ja das Leid der Menschen gerade darin besteht, daß sehr oft zwei Menschen, die miteinander leben und sich gut zu kennen glauben, sich nicht verstehen, sich nicht in die Situation des anderen versetzen und daher seine Gefühlswelt nicht erleben können. Wenn es uns aber schon so schwer fällt, den anderen Menschen zu verstehen, der sich durch seine Sprache uns mitteilen kann, um wieviel schwerer muß es sein, sich in das Tier zu versetzen! Pawlow hat deshalb versucht, das Tier im Laboratorium zu beobachten, ihm Aufgaben zu stellen und sein Handeln und Reagieren zu messen. Damit beginnt sich die wissenschaftliche Methode in der Tierpsychologie durchzusetzen.

## ***Einer hilft dem anderen***

Der bekannte Tierpsychologe Professor Wolfgang Köhler hat auf Grund seiner langjährigen Studien an Menschenaffen, die er während und nach dem ersten Weltkrieg auf der Insel Teneriffa betrieb, die Feststellung gemacht, daß ein Affe, alleingehalten, eigentlich gar kein richtiger Affe ist. Darnit hebt er die Bedeutung des Gemeinschaftslebens dieser Tiere hervor. Ein großer Teil der Verhaltensweisen der Affen ist auf den Artgenossen abgestellt. Jeder kennt die gegenseitige Hautpflege, das sogenannte Lausen. Eigentlich hat dieses Lausen mit dem Ablesen von Ungeziefer nichts zu tun, denn gesunde Affen haben kein Ungeziefer in ihrem Fell. Vielmehr handelt es sich dabei um ein Ablesen von Hautschuppen und Schmutzteilen, die mit Fingern und Lippen aus dem Fell geholt werden. Diese Handlung ist ein Freundschaftsdienst, den ein Affe dem anderen erweist.

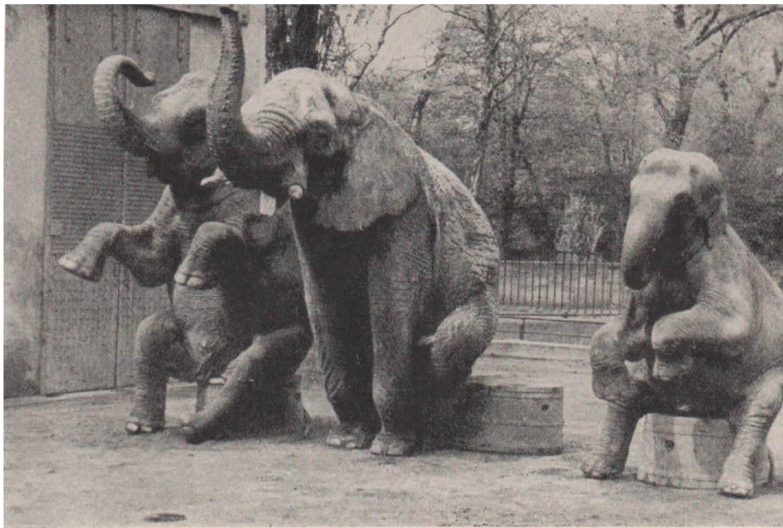
Während unmittelbar nach der Geburt der Trieb des Jungen, sich an die Mutter anzuklammern, sehr stark ist, seine Beziehung zum Artgenossen also ausschließlich auf die Mutter abgestimmt ist, tritt mit dem Heranwachsen des Affenkindes eine immer mehr zunehmende Lockerung dieser Bindung ein. Das bedeutet jedoch keinesfalls, daß das Affenkind selbständig wird und sich von dem Artgenossen isoliert. Vielmehr tritt eine



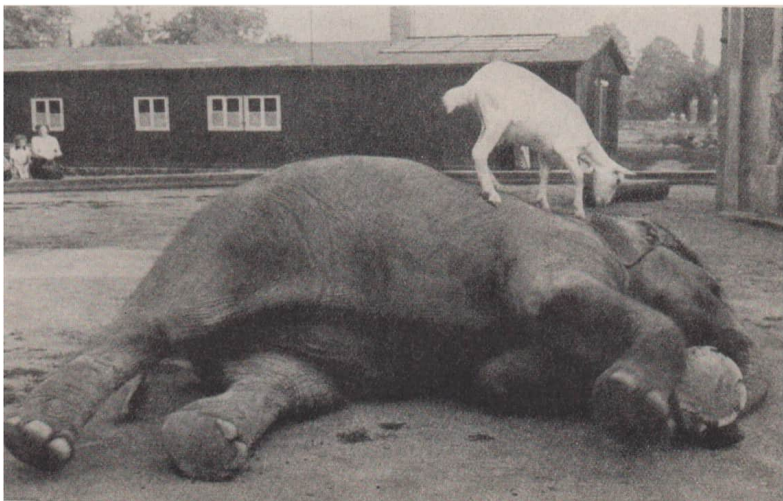
Robert hat eine Stange seines Geweihes abgeworfen, wenige Stunden später fiel ihm auch die andere Stange vom Kopf



Auch im Zoologischen Garten suhlen unsere Rothirsche gern. Auf dem Fell des Hirschkalbes sind noch die weißen Flecken des Jugendkleides zu sehen



Viele Jahre lebte „Jumbo“, der afrikanische Elefantenbulle, im Dresdner Zoo und beteiligte sich täglich an den Vorführungen. Carlas Freundin war eine Ziege, die sich alles erlauben durfte (unten)







Der Seehund hat einen runden Kopf. Ohrmuscheln fehlen ihm ganz. Die Seelöwen (unten) gehören zu den Ohrenrobben. Auf dem Land sind sie behender als der Seehund



neue Bindung auf, die Bindung an die Horde. Sie beginnt mit den lustigen Spielen, besonders den „Fangmich-Spielen“ der Affenkinder untereinander. Stundenlang können sie, ohne zu ermüden, in der Freianlage umherspringen. Bei Gefahr jedoch kehren sie sofort zu ihrer Mutter zurück und klammern sich an ihr an.

Bei den Schimpansen kann eine Trennung des halbwüchsigen Affen von seiner Horde zu Schreikrämpfen führen. Das hat uns Jacky oft bewiesen, wenn Tschita, seine Spielgefährtin, kleine Ausflüge auf die Bäume im Garten machte. Er schrie, schlug sich mit der Hand vor das Gesicht, wälzte sich auf dem Boden und gebärdete sich wie ein unartiges Kind. Kam Tschita zu ihm zurück, so beruhigte er sich sofort wieder. Mit dem Beginn der Pubertät vollzieht sich auch darin eine Änderung. Beim Schimpansen setzt die Pubertät etwa mit sechs bis sieben Jahren ein. In dieser Zeit sind besonders die weiblichen Tiere launisch und unberechenbar, wie wir das auch bei unserer Tschita erlebt haben. Mit dem zwölften Lebensjahr kann der Schimpanse als erwachsen gelten. Dann läßt auch sein Spieltrieb nach, er wird ruhiger, und der Kontakt mit den Artgenossen ist nicht mehr so eng, wie das in der Jugendzeit der Fall war.

Fragt man nach dem Zweck des Hordenlebens der Schimpansen, welche Vorteile der Verband den Tieren bringt, so ist die Antwort darauf nicht leicht zu geben, denn außer dem Menschen hat der Schimpanse keine Feinde. Auch die gefleckte Raubkatze des Urwaldes, der Leopard, wagt sich an erwachsene Schimpansen kaum heran. Ihm fällt vielleicht hin und wieder einmal ein Schimpansenkind zur Beute.

Viel leichter ist eine Begründung für die großen Brutkolonien zu finden, die von den Königs- und Kaiserpinguinen gebildet werden. Ihre eisigen Brutgebiete, die auf den Inseln der Antarktis liegen, verlangen eine besondere Anpassung. Vor allem gilt es, die Eier und die Pinguinenkinder zu schützen. Eine Art Hauttasche wird von der Pinguinenmutter über das Ei gelegt, dieselbe wärmende Hauttasche, die auch das Pinguinenkind vor Eis und Schnee, Sturm und Hagel schützt. Dazu kommt jedoch der ernerstliche Trieb aller Pinguine, sich eines verlassenen Pinguinkindes oder eines ungeschützt daliegenden Eies anzunehmen. Diese Pinguine sind also „Kindsräuber“ im guten Sinne, denn der „Raub“ bewahrt das Kind vor dem sicheren Tod des Erfrierens. Hier hat es also einen sehr bedeutenden Sinn und Zweck, wenn diese Pinguine in Brutkolonien zusammenleben.

Ähnlich sinnvoll ist es auch, wenn in der afrikanischen Steppe Zebras, Antilopen, mitunter sogar Strauße und Giraffen gemeinsam ein Rudel bilden. Die Sinnesorgane dieser Tiere sind unterschiedlich in ihrer Leistungsfähigkeit. Wie wertvoll die hohe Warte ist, von der aus das Auge der Giraffe und auch des Straußes über das Steppengras hinwegschaut, ist verständlich. Andere Angehörige der Herde wiederum verfügen über besonders leistungsfähige Ohren oder Nasen. So sind diese Gemischtherden also ein guter Schutz gegen gemeinsame Feinde.

Aber auch das Bedürfnis, sich in den kühlen Nächten eine Wärmequelle zu versorgen, kann bei verschiedenen Tierarten, bei Halbaffen und Affen, aber auch bei Vögeln und Fledermäusen, zur Bildung von Schlafverbänden führen. Dicht aneinandergedrängt, oft zu Klumpen geballt, verbringen diese Tiere dann die Nacht oder — das gilt besonders für Fledermäuse — die kalte Jahreszeit im Winterschlaf.

Für den Zoologischen Garten ergibt sich aus diesen Tatsachen die Forderung, Herdentiere nicht einzeln zu halten. Es kommt mitunter vor, daß innerhalb der Herde ein unduldsames Tier die anderen Herdenkumpane gefährdet. Dann ist es berechtigt, wenn dieses Tier ein Gehege für sich

allein beziehen muß. Im übrigen jedoch werden die Tiergärten bemüht sein, von jeder Art mindestens ein Pärchen, möglichst aber mehrere Tiere in einem Gehege zu halten.

## **Gesetze des Affenlebens**

Den Anziehungspunkt eines jeden Zoologischen Gartens stellt immer wieder das Affengehege dar. In Dresden trägt es den vielversprechenden Namen Affenparadies. Wenn es heute auch nur mit vierzehn Rhesusaffen besetzt ist, so wird es doch ständig von Besuchern belagert, die sich an dem frohen Treiben dieser vierhändigen Geschöpfe erfreuen. Mitten im kalten Winter, im Februar, bringen die Affenmütter ihre Jungen zur Welt. Sie besitzen kein heizbares Haus, sondern nur ein kleines Holzhäuschen, in das sie sich bei großer Kälte und während der Nacht zurückziehen. So haben sie sich wunderbar an unser Klima gewöhnt, und Krankheiten treten bei den akklimatisierten Rhesusaffen nur ganz selten auf. Auch in ihrer Heimat steigen sie hoch in die Bergwälder hinauf in Regionen, in denen mitunter Schneefälle vorkommen. — Die Umfassungsmauer des Affenparadieses war ursprünglich nicht so hoch, wie wir sie heute vorfinden. Man hatte offensichtlich das Sprungvermögen der Affen unterschätzt, denn eines Tages, in den frühen Morgenstunden, traten fünf Rhesusaffenweibchen einen Spaziergang in den Zoologischen Garten an. Geckern und kreischend sprangen sie von Baum zu Baum, und schon befürchtete man, daß sie nie wieder zurückkehren würden, als sich plötzlich, kurz vor Sonnenuntergang, die ganze Reisegesellschaft wieder ihrem Gehege näherte, über die Mauer hinwegsprang und — das war besonders überraschend —, im Affenparadies angekommen, von ihrem Pascha, dem Leitaffen, mit einer furchtbaren Tracht Prügel empfangen wurde. Aber diese Prügel schien sie durchaus nicht abgeschreckt zu haben, am nächsten Tage einen weiteren Spaziergang auszuführen, der nach Rückkehr in den Abendstunden ebenfalls wieder mit einer großen „Keilerei“ endete. So ging es 14 Tage lang, bis schließlich die Mauer erhöht worden war und damit den unerlaubten Wanderungen ein Ende gesetzt wurde. Überraschend für jeden Tierfreund dürfte hierbei die Tatsache sein, daß die Affen nicht die Möglichkeit benutzten, ihre Freiheit voll auszukosten, sondern vielmehr immer wieder freiwillig in ihr Gehege zurückkehrten. Dafür gibt es zwei Erklärungen. Einmal haben die meisten Affen eine starke Bindung an ihr Territorium, an ihren Wohnbereich, auch in freier Wildbahn. Zum anderen sind sie Herdentiere, die, wenn sie wirklich einmal von dem Rudel abgesprengt werden, sofort versuchen, wieder Anschluß an ihre alte Herde zu gewinnen. Diese beiden Tatsachen dürften auch für die Rückkehr unserer Rhesusaffen ausschlaggebend gewesen sein. Für den Zusammenhalt der Herde und für die Ordnung überhaupt innerhalb seines Harems sorgt der Leitaffe, und so ist es auch nicht verwunderlich, daß er den zurückkehrenden Ausreißern seine Vorrangstellung deutlich machte.

Er ist es auch, der, wenn ein Streit unter zwei Mitgliedern seiner Herde ausbricht, sofort dazwischenfährt und die beiden Kämpfer auseinander treibt. Nicht weil er, wie man denken könnte, Frieden stiften will, sondern vielmehr, weil laut den Gesetzen der Affenherde der Leitaffe in der Rangordnung der großen Herdengemeinschaft an erster Stelle steht und so sich selbst vorbehält, Rangordnungskämpfe auszutragen. Wenn man sich einmal einige Stunden an der Affenfreianlage aufhält, so wird man sehr bald herausbekommen, wie die Rangordnung dieser neun Rhesusaffen auf-

gebaut ist. Man wird feststellen können, wer die Flucht ergreift, wenn der in der Rangordnung nächst höherstehende Affe zum Futtertrog kommt, wer sich gefallen lassen muß, daß er von einem anderen Affen gebissen oder gekratzt wird. Besonders interessant ist dabei allerdings, daß die Jungtiere außerhalb dieser Rangordnung stehen. Sie dürfen sich manchen Schabernack erlauben, der bei einem erwachsenen Affen sofort bestraft würde.

So gibt es Gesetzmäßigkeiten in der Tierwelt, die den meisten Zoo-besuchern unbekannt bleiben, weil sie vielleicht nur allzu flüchtig durch den Garten spazieren. Besonders aber in den frühen Morgenstunden oder spät abends erschließt sich uns manches Geheimnis unserer vierbeinigen Freunde. Verbleiben wir noch beim Affenparadies. Vor wenigen Wochen haben die in diesem Jahr geborenen Affenkinder, nachdem sie in der ersten Zeit nur am Bauch der Mutter hingen und sich herumtragen ließen, ihre ersten Gehversuche gemacht. Entfernten sie sich dabei von ihrer Mutter und sahen sich plötzlich hilflos einem unüberwindlichen Hindernis gegenüber, so schrien sie grell auf, ein Schrei, der im starken Maße an das Zwitschern eines Vogels erinnert. Sofort sprang die Mutter herbei und drückte ihr Kind an die Brust. Aber dieser Hilfeschrei alarmierte nicht etwa nur die eigene Mutter, sondern er setzte die ganze Herde in Erregung. Auch die anderen Affenmütter holten sofort ihre Kleinen herbei, die halbwüchsigen Lausejungen vom Vorjahr erkletterten geschwind die Bäume, und der Leitaaffe stieß kurze, heisere Laute aus. Der Hilfeschrei war also auch von den anderen Affen verstanden worden. So besteht ein gewisses Mitteilungsvermögen, nicht nur unter den Affen, sondern auch bei anderen Tieren. Ich entsinne mich sehr gut eines kleinen Erlebnisses, das ich als Schulfunge in der Menschenaffenstation des Dresdner Zoologischen Gartens hatte. Dort war neben der bekannten Buschifamilie ein Schimpanse namens John untergebracht. Des öfteren schon hatte ich beobachtet, daß John seltsame Hu-hu-Laute ausstieß und dabei im gleichen Takt mit den Fäusten auf den Boden seines Käfigs schlug. Als eines Tages einmal in dieser Menschenaffenstation sich weder der Wärter noch irgendwelche Besucher befanden, reizte es mich, mit John in ein kleines Zwiegespräch zu treten. Ich stieß also dieselben Laute aus, die ich schon so oft von ihm gehört hatte, und überraschend schnell stellte sich der Erfolg ein. John kam ans Gitter und begann erst leise, dann immer lauter werdend, mir zu antworten. Schließlich schlug er in dem von mir vorgeschriebenen Rhythmus auf den Boden und führte dazu sogar einen seltsamen Tanz auf, indem er sich hüpfend im Kreise herum bewegte. Ich habe dieses „Zwiegespräch“ des öfteren wiederholt und jedesmal mit dem gleichen Erfolg. Wenn man also auch nicht direkt von einer Sprache der Tiere reden kann, so aber doch von einem Mitteilungsvermögen. Es wird sich bestimmt lohnen, einmal den Dresdner Zoologischen Garten auf diese Tatsache hin zu besuchen und festzustellen, wie Lust und Leid sich in der Stimme der Zootiere widerspiegeln.

## ***Lang und dünn wie die Spinnen***

Manche Menschen haben eine besondere Vorliebe für Hunde und können ohne ihren treuen vierbeinigen Begleiter kaum auskommen. Andere wieder haben ihre Zuneigung den Katzen geschenkt und halten sie für die „klügsten und weisesten Geschöpfe“, die es in der Tierwelt gibt. Ich habe wohl in dieser Beziehung einen sehr ausgefallenen Geschmack: ich liebe die Affen.



Chico, ein kleiner Kapuzineraffe aus den Urwäldern Brasiliens, war der erste vierbeinige Vertreter der Tierwelt, der mein Arbeitszimmer mit mir teilte. Später zogen Jacki und Tschita, die Schimpansen, in meine Wohnung als Untermieter ein. In der Zwischenzeit kamen auch einmal drei Halbaffen, Zwerggalagos aus Südafrika, zu mir, und für einige Wochen nahm ich Max und Moritz, die beiden Klammeraffen aus Südamerika, mit als „Familienmitglieder“ auf.

Das war ein großes Ereignis, denn Klammeraffen gehören zu den Seltenheiten in unseren Tiergärten, sind sie doch empfindliche Pfleglinge. Das ist nicht verwunderlich, denn ihre Heimat sind die feuchtheißen tropischen Urwälder Südamerikas. An diese Umwelt haben sie sich auch wunderbar angepaßt. Ihre Hand ist zu einem richtigen Kletterhaken geworden. Sie besteht nur noch aus vier Fingern, der fünfte, der Daumen, ist zurückgebildet. Dafür aber haben sie in ihrem Greifschwanz eine fünfte Hand entwickelt. In jeder Lebenslage und bei jeder Bewegung faßt der lange dünne Schwanz nach irgendeinem Gegenstand, um sich festzuklammern. Seine Spitze ist innen unbehaart und trägt Tastpolster, die mit empfindlichen Nerven ausgestattet sind und einen festen Halt garantieren. Aber der Greifschwanz ist noch zu vielen anderen Dingen zu gebrauchen. Wenn meine Frau das Affenzimmer säuberte, kam Moritz, der kleinere, aber auch flinkere von beiden Affen, heran, und weil ihm das Trinken des Seifenwassers wiederholt verboten wurde, tauchte er von weitem den Schwanz in den Eimer, um ihn sofort über die weit herausgestreckte Zunge gleiten zu lassen und das begehrte Seifenwasser abzulecken.

Wir haben sie deshalb Max und Moritz getauft, weil ihnen — genauso wie den beiden Lausbuben, die der Feder des Meisters Wilhelm Busch entsprungen sind — die Haare nach links und rechts vom Kopf abstehen und auf der Scheitellinie einen kleinen Kamm bilden. Spinnenartig lang sind Arme und Beine, spinnenartig dünn sind die langen Finger.

Als sie zu uns kamen, waren sie über und über mit Läusen besetzt. Wir kauften ein Bekämpfungsmittel, Denix. So wurden sie von oben bis unten mit dem Pulver eingepudert. Der Erfolg stellte sich sehr bald ein: in wenigen Tagen war keine lebende Laus mehr an ihrem Körper zu finden. Manchem wird beim Lesen dieser Zeilen ein leichtes Gruseln über den Rücken laufen, und er wird die Frage aufwerfen, ob diese Läuse nicht auch den Menschen befallen. Nein — nicht für längere Zeit. Wahrscheinlich schmeckt ihnen Menschenblut eben doch nicht so gut wie das Blut der Klammeraffen.

Unsere beiden Lieblinge sind es gewöhnt, den ganzen Tag über Nahrung aufzunehmen. Große Pausen zwischen den Mahlzeiten mögen sie nicht, haben sie doch eine sehr schnelle Verdauung. Deshalb halten wir nicht an bestimmten, zeitgebundenen Mahlzeiten fest, sondern füttern oft, dafür aber kleinere Mengen. Natürlich erhalten sie vorwiegend Früchte, möglichst Bananen und Apfelsinen. Aber auch Äpfel, Birnen, Pflaumen und vor allem Tomaten essen sie mit besonderer Vorliebe. Mehlwürmer gehören mit zu ihren Spezialitäten, dürfen jedoch nur in kleinen Mengen verfüttert werden. Sehr bald haben sie gelernt, Hühnereier auszutrinken, und grüner Salat wird gierig verschlungen. Viel Abwechslung ist die Hauptsache. Ist nach der Mahlzeit das Mündchen beschmutzt, so wird es fein säuberlich an Zweigen, Ästen, Besenstielen oder Gitterstangen abgewischt. Wie die meisten Breitnasenaffen — so werden alle Südamerikaffen genannt, weil sie im Gegensatz zu ihren Verwandten der Alten Welt eine breite Nasenscheidewand besitzen — stoßen sie in freudiger Erregung beim Anblick des Futters hohe zwitschernde Laute aus, die sehr stark

an Vogelstimmen erinnern. Das gleiche tun auch unsere Kapuzineraffen und unsere Wollaffen, die auch einen Greifschwanz besitzen, an dem sie sich aufhängen und mit besonderer Lust umherschwingen.

Vor einiger Zeit beobachtete ich, daß Micky, der Wollaffenmann, die Wand seines Käfigs mit Speichel benetzte und seine Brust daran rieb. Dieses tut er zu manchen Zeiten fast täglich. Was hierzu wohl der Grund sein mag? Vielleicht eine Markierung des Territoriums? Weitere Beobachtungen werden uns aber auch über dieses eigentümliche Verhalten Aufklärung geben.

So befinden sich Max und Moritz sehr wohl und munter. Für Abwechslung in dem eintönigen Alltag wird unsererseits gesorgt. Wir spielen und toben mit ihnen im Zimmer herum, wobei sie uns natürlich durch ihre Kletterkunst weit überlegen sind. Kommt der Abend, so kauern sie sich hintereinander auf ihr Schlafbrett, umarmen sich und legen ihre langen Schwänze umeinander. Ein letztes Gähnen, und bald sind sie im Schlaf versunken.

### ***Ich kaufte Schimpansen und Seelöwen***

Ich bin von einer kleinen Reise nach Westdeutschland zurückgekehrt, die zum Ziel hatte, Tiere für den Dresdner Zoologischen Garten bei der bekannten Tierhandelsfirma Ruhe in Hannover einzukaufen. Angebote liegen natürlich jederzeit genügend vor. Fast jede Woche erhalten wir große Listen von Tierfängern und Tierhändlern aus aller Welt, auf denen vom Elefant bis zum Ohrenigel alles angeboten wird, was das Herz eines Tierfreundes, wie auch Zoologen erfreuen könnte. Aber so einfach, wie man sich das oft vorstellt, nach Liste das eine oder andere Tier zu bestellen, ist der Kauf von Wildtieren nicht. Man muß die Tiere sehen, muß feststellen, ob sie gesund und in gutem Futterzustand sind und vor allem, ob sie sich bereits an das Leben in der Gefangenschaft gewöhnt haben. Wichtig ist auch zu wissen, ob sie schon gezüchtet haben und in welchem Alter sie sich befinden. Um all diese Fragen zu klären, setzte ich mich also in den Interzonenzug und fuhr nach Hannover, von wo ja auch unsere Elefantenkuh Carla stammt. Eins aber stand schon im voraus für mich fest, daß ich unbedingt versuchen würde, Seelöwen und Schimpansen zu kaufen. Erstere, weil unser großer Seelöwenteich schon seit Jahren verwaist ist, und die Zoobesucher immer wieder nach dieser Robbenart fragen, letztere, weil ich nun einmal eine große Liebe zu Affen und besonders zu Menschenaffen habe. Diese Zuneigung war bei meinem letzten Besuch im Zoologischen Garten in Frankfurt a. M. noch erheblich verstärkt worden. Als ich nämlich vor der Wohnungstür des Zoodirektors von Frankfurt, Dr. Grzimek, stand, war ich einigermassen überrascht, als auf mein Klingeln hin mir ein Schimpanse die Tür öffnete, mir die Hand zum Gruße reichte und in geradezu verblüffender Selbstverständlichkeit die Tür hinter mir zuschlug. Es hätte mich nicht verwundert, wenn mir der Menschenaffe auch noch Mantel und Hut abgenommen hätte. Aber das tat er nicht. In den zwei Tagen meines Besuches hatte ich jedoch noch viele andere Erlebnisse, von denen ich hier nur einige erzählen möchte. Vier Schimpansen werden in der Wohnung des Zoodirektors völlig frei gehalten. Da es noch junge Tiere sind, klettern sie gern an den Besuchern hoch, um sich, wie sie es auch in freier Wildbahn mit ihrer Mutter tun, anzuklammern. Am Abend kam noch ein Arzt, kein Tierarzt, sondern ein Humanmediziner, um seine behaarten Patienten zu besuchen. Da einer der vier „Lausejungen“ eine Zahnfleischerkrankung hatte, wurden die Mäuler aller vier mit einer Tinktur eingepinselt, die wie im Wasser aufgelöster

Tintenstift aussah. Offensichtlich hatten die Schimpansen ihren Spaß daran, denn sie ließen diese Prozedur mit größter Ruhe über sich ergehen. Nur hätte man die Tinktur besser verstecken sollen. Als ich nämlich am nächsten Morgen mit meinen freundlichen Gastgeber am Frühstückstisch saß, sagte plötzlich Frau Grzimek: „Die Schimpansen sind so auffallend ruhig. Ich muß doch einmal sehen, was die Racker schon wieder ausfressen.“ Kaum war sie aus dem Zimmer gegangen, als wir sie schon tüchtig schelten hörten und zwei Schimpansen mit blaubemalten Gesichtern in das Zimmer stürzten. Sie hatten bei ihrer Exkursion durch die Wohnung im Badezimmer die Tinktur entdeckt und waren nun daran gegangen, zur Verschönerung der Wohnung beizutragen. Zuerst hatten sie sich die Wände vorgenommen und ausgiebig mit der Zahnmedizin bemalt. Als ihnen das überdrüssig wurde, hatten sie sich gegenseitig angepinselt und sahen nun wie die Siouxindianer kurz vor einem Kriegszug aus. Nur ungern nahm ich von der gastfreundlichen Familie und den ebenso freundlichen Schimpansen Abschied. Gleichzeitig beschloß ich aber, im nächsten Jahr Schimpansen auch für den Dresdner Zoo zu kaufen und damit die alte Dresdner Tradition, die Menschenaffenforschung, wieder aufleben zu lassen. Dieser Plan konnte verwirklicht werden. Ich habe zwei Schimpansen gekauft, ein Pärchen noch im Kindheitsalter und völlig zahm. Es sind prächtige Tiere. Sie sind durchleuchtet worden, um festzustellen, ob sie an Tbc leiden, und sie sind entwurmt. Auch haben sie schon eine zahnärztliche Behandlung hinter sich, denn bei dem weiblichen Tier lockerten sich die Milchzähne nicht so, wie es wünschenswert gewesen wäre, damit das neue Gebiß nachstoßen kann, und deshalb mußten zwei Milchzähne gezogen werden. Jetzt warte ich also nur noch auf die Nachricht aus Hannover, daß der Tiertransport abgehen kann. Nachts träume ich nur noch von Schimpansen, von zerrissenen Gardinen, umgeworfenen Tintenfassern, zerbrochenem Porzellan und in ihre Bestandteile zerlegte Stühle, denn während der ersten Zeit ihrer Anwesenheit in Dresden müssen sie die Nächte in meiner Wohnung verbringen, bis eine Menschenaffenstation, die wärmebeständig ist, aufgebaut ist.

## ***Tschita und die Erdnuß in der Schlange***

Als Jacki und Tschita, die beiden Schimpansenkinder, ein halbes Jahr bei uns waren, hatten sie schon allerhand gelernt. Jacki versteht es z. B. wunderbar, eine Tür zu öffnen, wobei es völlig gleichgültig ist, ob sich diese Tür nach außen oder innen öffnet. Er springt zur Türklinke, und während er sich mit einer Hand an der Klinke festhält, stößt er mit den Füßen gegen die Tür. Deshalb müssen auch die Türen immer verschlossen sein. Eines Tages gelang es ihm auf diese Art bis zur Bodenkammer hinauszugelangen, wo er verdutzt über die vielen neuen Eindrücke sitzenblieb und sich an der Hand wieder die Treppen hinunter und in die Wohnung führen ließ.

Wie aber erlernte Jacki das Öffnen der Tür? War es eine Erfindung? Nein, der Zufall half ihm. Schimpansen sind Klettertiere. Sie hängen sich an jede Leiste, springen auf jeden Sims, und wäre er noch so schmal. Aus diesem Bedürfnis zum Klettern heraus sprang eines Tages auch Jacki zur Klinke hoch, drückte sie mit seinem Körpergewicht herunter, und siehe da: die Tür öffnete sich. Seit jenem Tag aber wendet er diese durch einen Zufall gewonnene Erfahrung folgerichtig an. Das gleiche gilt für das Öffnen von Fenstern.

Eines Tages setzte ich ihnen eine Schildkröte ins Zimmer. Sofort unter-

brachen die Schimpansen ihr ausgelassenes Spiel und schauten beide wie gebannt auf das seltsame kriechende Wesen. Jacki stieß Warnlaute aus. Tschita wußte sich sofort zu helfen. Sie ergriff einen Stuhl und stieß mit dem Stuhlbein nach der Schildkröte. Immer erregter wurden die Affen, immer schneller wurde der Stuhl gegen die Schildkröte geschleudert, wobei nur selten der dicke Panzer des Tieres getroffen wurde. Als ich den Stuhl wegnahm, lief Tschita sofort zum Tisch, und unter großer Anstrengung schob sie den Tisch gegen die Schildkröte. Als ihr auch der Tisch genommen wurde, verharrten beide Affen einen Augenblick. Aber nach wenigen Sekunden rannte Jacki hinter den Schlaffkäfig und brachte Besen und Schaufel angeschleppt. Zuerst versuchte er mit dem Handfeger nach der Schildkröte zu schlagen. Er war sehr aufgeregt und traf nur selten. Als ich ihm den Besen wegnahm, schlug er mit der Kehrichtschaufel nach dem Tier. Sie hatten sich also beide zu helfen gewußt.

Die zweite Prüfung war etwas schwieriger. Ich versteckte unter einer umgestürzten Kaffeetasse vor den Augen der Schimpansen Erdnüsse. Sofort hatten sie begriffen, daß man nur die Tasse hochzuheben braucht, um zu dem begehrten Leckerbissen zu kommen. In einem unbeobachteten Moment jedoch steckte ich anstatt Erdnüsse eine Schlange, eine harmlose Haselnatter, unter die Tasse. Wieder kam Tschita, um sich die Erdnüsse zu holen, schrak aber furchtbar zurück, als sie plötzlich statt der Nüsse eine Schlange erblickte. Mit einem Wutschrei sprang sie hoch und schüttelte beide Hände, so wie wir Menschen es auch zu tun pflegen, wenn wir uns verbrannt haben, wenn wir aufs Tisch Tuch einen Tintenklecks gemacht haben, wenn uns ein Insekt gestochen hat oder wenn wir über etwas erschrocken sind.

Aber damit war der Versuch noch nicht beendet. Die Schlange hatte sich mitten in der Stube zusammengeringelt. Dort lag sie nun und wurde von den Schimpansen ängstlich bestaunt. Ich aber nahm eine Erdnuß und steckte sie mitten in den Knäuel des aufgewundenen Schlangenleibes hinein, daß sie gut sichtbar darüber hinausragte. Welch eine Versuchung! Tschita kam langsam heran. Sie konnte dem verlockenden Anblick der Erdnuß nicht widerstehen. Als sie unmittelbar vor der Schlange stand, dehnte sich ihr ganzer Körper und mit ihren langen Armen griff sie weit von oben herab und faßte vorsichtig, ohne die Schlange zu berühren, mit Daumen und Zeigefinger die Nuß. Im gleichen Augenblick, wo sie die Erdnuß zwischen ihren Fingern hielt, sprang sie kerzengerade in die Luft und eilte unter heftigem Schütteln der Hände davon, um ihre sauer erworbene Beute zu verzehren. Immer wieder kam sie heran, gelockt von der Erdnuß, und immer wieder zeigte sie Angst, wenn sie die Nuß in ihrem Besitz hatte und die Schlange eben nur noch Schlange war.

Noch drei Tage nach diesen Versuchen trank Tschita nicht aus der Tasse, unter der die Schlange versteckt gewesen war. Müssen wir deshalb annehmen, daß sie sich daran erinnerte, daß unter dieser Tasse einmal eine Schlange gesteckt hat? Nein, das müssen wir nicht. Auch wir empfinden oft beim Anblick einer Straße, eines Hauses oder auch eines Menschen eine Beunruhigung, ein Gefühl, das uns von diesem Haus, von diesem Menschen abstößt, ohne sofort sagen zu können, welches Erlebnis in der Vergangenheit diese Empfindung in der Gegenwart hervorruft. Ich bin als Schüler einmal, um die Karte nicht verfallen zu lassen, mit hohem Fieber in eine Oper gegangen. Selbstverständlich wurde dieser Abend für mich zu einer Qual. Wenn heute im Radio Musik aus dieser Oper erklingt, bin ich sofort beunruhigt, ohne gleich sagen zu können, wodurch. Dann aber stelle ich meist fest, das ist eine Melodie aus der Oper Tiefland, die ich

vor vielen Jahren mit 39,5 Grad Fieber besucht habe. Es dürfte also auch für den Schimpansen der Anblick der Tasse genügen, um ihn davon fernzuhalten, aus dieser Tasse zu trinken, ohne daß er sich des Schlangenerlebnisses erinnert.

So dienen unsere Zootiere auch der Wissenschaft. Indem wir ihr Verhalten beobachten und ihnen verschiedene Aufgaben stellen, tragen wir zur Kenntnis des Tieres bei. Diese Kenntnis aber befähigt uns wiederum, das Tier wirklich zu verstehen und das Zootier noch besser zu pflegen.

## ***Können Affen sparen?***

Ich hoffe, daß es mir meine Leser nicht allzusehr verübeln, wenn meine besonderen Freunde unter den Tieren, die Affen, auch eine gewisse Vorrangstellung in meinen Aufsätzen einnehmen. Hier soll also schon wieder von Affen die Rede sein, und zwar von ihren psychischen Fähigkeiten. Wie werden denn die Tiere auf ihre psychischen Leistungen hin überprüft? Ich will einige Versuchsanordnungen aufzeigen, die wir auch im Dresdner Zoo verwenden, um festzustellen, was unsere Affen leisten können. Die beiden Klammeraffen, Max und Moritz, sitzen in ihrem Käfig. Vor dem Käfig wird eine halbe Banane niedergelegt, die aber so weit von den Gitterstäben entfernt liegt, daß sie von den Affen nicht erreicht werden kann. An der Banane ist ein Faden befestigt, der bis zum Gitter reicht. Sowie der Faden ausgelegt wird, greifen die Affen nach ihm und ziehen die Banane heran. Diese Aufgabe lösen Max und Moritz sofort. Dann aber wird's schon schwieriger. Wieder wird ein Faden ausgelegt. In der Mitte dieses Fadens ist ein zweiter angeknüpft, der im rechten Winkel abzweigt und lose in Windungen liegt. An seinem Ende ist diesmal die Banane befestigt. Moritz kommt sofort ans Gitter, ergreift den Faden und zieht. Aber diesmal bewegt sich die Banane noch nicht sofort auf das Gitter zu. Moritz stutzt. Schaut auf den Faden. Zieht wieder und bemerkt, daß sich dabei auch der angeknüpfte Faden auf das Gitter zu bewegt. Die Banane allerdings bleibt immer noch ruhig liegen, weil ja der Faden locker in Schleifen liegt, die sich durch weiteres Ziehen erst spannen müssen. Plötzlich läßt Moritz den Faden los, greift weit aus dem Käfig heraus und angelt mit Mühe das angeknüpfte Ende des zweiten Fadens heran, um nun mit einem Zug die Banane heranzuholen und zu verspeisen.

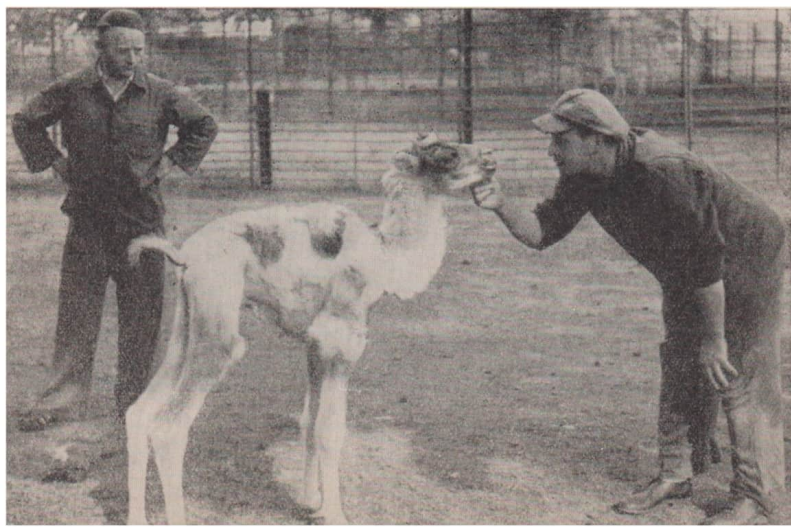
Wieder wird ein Stück Banane vor den Käfig gelegt. An das Gitter lehne ich eine Harke, einen Holzstab, an dessen Ende ein Querbrettchen befestigt ist. Die Banane liegt vor dem Brettchen, kann also leicht herangezogen werden. Moritz kommt ans Gitter, klettert auf den Stiel der Harke, aber benutzt sie nicht. Dann kommt Max, ergreift die Harke, zieht mit ihr die Banane ein Stück heran, dreht sich um und langt mit dem Greifschwanz nach der Banane, — er ist 67 Zentimeter lang —, erfaßt die Lockspeise und holt sie mit dem Schwanz heran. Beim nächsten Versuch mit gleicher Anordnung begreift Moritz auch sofort den Zweck der Harke und bedient sich ihrer. Als aber dabei — er war etwas zu hastig — das Harkenbrettchen über die Banane hinwegspringt und die Banane damit hinter dem Brettchen zu liegen kommt, also für den Affen nicht mehr sichtbar ist, hört er sofort auf. Offensichtlich existiert die Banane nun nicht mehr für ihn. Auch als wir die Harke neben die Banane legten, kamen sie nicht hinter die Lösung des Problems. Der Gedanke, die Harke nach hinten zu schieben und die Banane so vor das Brettchen zu bekommen, dieser Gedanke „dämmert“ offensichtlich im Hirn dieses Tieres nicht. So kann man also mit einer gewissen Reihe von Versuchen die psychischen



**Seppl, der Turmfalke, fraß mit besonderer Vorliebe Bockwürste**



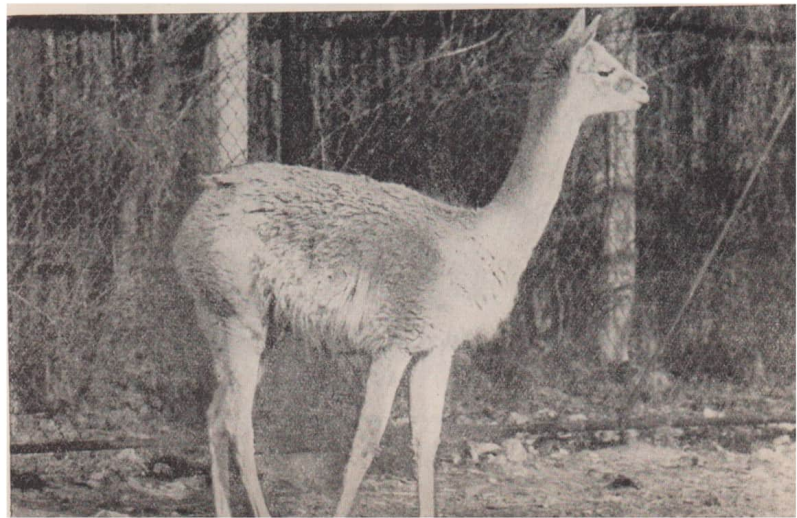
**Renate wehrte ihr Fohlen ab, wenn es von ihrem Gesäuge trinken wollte. Wir mußten sie zu ihren Mutterpflichten zwingen. In den ersten Wochen hingen die beiden Höcker des Kamelkindes schlaff herab**







Lamas sind in jedem Zoo zu finden. Bedeutend seltener dagegen ist das Vicugna, eine Wildlamaart (unten)







Mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erwachen auch die Insassen unserer „Gezähmten Wildnis“

Leistungen der einzelnen Affenarten abgrenzen und festlegen. Dabei wird man auf erhebliche Unterschiede zwischen den Arten und auch natürlich der Individuen derselben Art treffen, denn die Begabung ist auch bei den Tieren der gleichen Art verschieden verteilt.

Ganz deutlich ist dieser Unterschied zwischen Affen und Menschenaffen. So sei hier noch ein Versuch geschildert, der schon vor Jahren mit Schimpansen durchgeführt wurde. Zwei Schimpansen durften aus einem Kästchen Metallmarken entnehmen, die in den Einwurfschlitz eines Automaten gesteckt werden konnten. Der Automat stand unmittelbar am Gitter. Als Belohnung auf eine in den Automaten gesteckte Marke kam eine Traube Weinbeeren heraus. Sehr bald begriffen die Schimpansen, wie man durch die Marken zu Weintrauben kommen kann. Als nächstes wurden ihnen aber verschieden gefärbte Marken angeboten, wovon die einen Nieten waren, das heißt, wenn diese in den Automaten gesteckt wurden, kam keine Frucht heraus. Auch das lernten die Affen sehr bald und unterschieden in Zukunft die Wertmarken von den wertlosen Marken. Letztere ließen sie in dem Kästchen liegen. Nunmehr aber wurde der Automat in das Nachbarzimmer geschafft. Sie konnten ihn also nicht mehr sehen und die ihnen angebotenen Marken auch nicht mehr sofort einlösen. Wieder wurden ihnen Wertmarken und Nietenmarken angeboten. 18mal durften sie hintereinander wählen. Interessant war es jetzt, daß sie oft auch die wertlosen Marken ergriffen. Sie mußten also jetzt sparen. Hatten sie 18mal gewählt, dann durften sie in das Nachbarzimmer laufen und dort ihre Marken einlösen. Beide Hände voll, den Mund ebenfalls mit Marken angefüllt, schleppten sie nun ihren Schatz zum Automaten. Dort angekommen, begannen sie zu sortieren. Sie fischten aus den gesammelten Marken die Wertmarken heraus und steckten sie in den Automaten, um die Weintrauben zu holen. Die Nietenmarken warfen sie — meist verbunden mit einem Wutanfall — zum Käfig hinaus.

Dieser interessante Versuch bewies also, daß Schimpansen durchaus befähigt sind, auch an sich wertlose Gegenstände zu erstreben, wenn diese gegen ein wertvolles Ziel, in diesem Fall gegen Früchte, eingetauscht werden können. Die Marken hatten also den gleichen Wert, den das Geld für den Menschen hat.

Welch ein großer Unterschied wird hierbei zwischen den Leistungen der Klammeraffen, die sofort aufgeben, wenn das Ziel aus ihren Sinnen verschwindet, und den Schimpansen, die sogar „sparen“ können, deutlich. So befähigen uns derartige Versuche, interessante Parallelen und Vergleiche zwischen Mensch und Tier aufzustellen und den Werdegang der Psyche zu verstehen.

## ***Wenn der Rothirsch röhrt***

Schon im August ertönt das Röhren unseres Rothirsches durch den Zoologischen Garten. In dieser Zeit ist Robert besonders leicht erregbar und greift jeden an, der sich seinem Gehege nähert. In schnellem Trab jagt er hinter den Hirschkühen her, die sich ihrem aufdringlichen Bewerber durch die Flucht in den Hochzeitgang entziehen, einem durch Gitter abgegrenzten Teil des Geheges, der nur durch einen schmalen Gang betretbar ist. Dorthin kann ihnen Robert mit seinem weit ausladenden Geweih nicht so schnell folgen, dort haben sie Zeit, sich zu verschnaufen. Wahrhaftig, es ist ein Erlebnis, diesen von Kraft strotzenden, wilden Gesellen in der Brunstzeit zu beobachten. Auch nachts gibt Robert keine Ruhe. Verbogene und zerbrochene Gitterstangen legen jeden Morgen

Zeugnis von den nächtlichen Kämpfen ab, die zwischen dem Rothirsch und dem Damhirsch, der im Nachbargehege untergebracht ist, stattgefunden haben. Natürlich gibt es dabei weder Sieger noch Besiegte, nur die Eisenstangen werden ramponiert. Sie zu reparieren, ist vorläufig nicht möglich, denn jeder Mensch, selbst der vertraute Tierpfleger, der es wagen würde, in der Brunstzeit das Gehege zu betreten, würde von Robert sofort zu Boden geforkelt. Nicht ohne Grund steht der Rothirsch auf der Liste der Zootiere, die die meisten Unfälle im Zoologischen Garten verursachen, mit an erster Stelle. Allerdings wird es nicht mehr lange dauern, und unser Robert wird ruhig und friedlich durch sein Gehege spazieren. In etwa vier Monaten werden ihm die Geweihstangen vom Kopfe fallen; dann ist er seiner gefährlichen Waffe beraubt. Der Monat des Geweihwechsels hat danach auch seinen Namen erhalten, es ist der „Hornung“, der Februar. Die Rehböcke allerdings werfen schon im November ihre Geweihe — der Jäger sagt Gehörn — ab. Es ist ein seltsamer Anblick, einen Hirsch ohne Geweih zu sehen. Offensichtlich fühlt er sich in dieser Zeit selbst nicht besonders wohl, denn er ist nicht mehr so zutraulich wie vorher und weicht der streichelnden Hand scheu aus. Aber schon innerhalb von 14 Tagen bildet sich der erste Sproß des neuen Geweihes.

Werfen eigentlich alle Tiere, die ein Geweih oder Hörner tragen, diese Zier ihres Kopfes ab? Nein, das ist nicht der Fall. Die Schafe, Ziegen, Antilopen und Rinder tragen Hörner, die jedoch dem weiblichen Tier fehlen können. Sie bestehen aus einem Knochenzapfen, der auf der Stirn sitzt, und einer Scheide aus Hornsubstanz. Diese Hörner werden normalerweise nicht abgeworfen, bis auf eine Ausnahme, und das ist die amerikanische Gabelantilope. Sie wirft genauso wie unser Hirsch jedes Jahr ihr Horn ab.

Die Hörner der Giraffe und des Okapis, einer Urwaldgiraffe, die erst zu Beginn unseres Jahrhunderts in den Urwäldern des Kongogebietes entdeckt wurde, bestehen nur aus dem Knochenzapfen. Eine Hornscheide fehlt ihnen. Beim Nashorn wiederum fehlt der Knochenzapfen, aber die Verhornung ist stark vorangetrieben. Auch ist schon mehrfach in verschiedenen Zoologischen Gärten beobachtet worden, daß Nashörner ihr Horn abwerfen. Das geschieht nicht in jedem Jahr, vielleicht etwa alle sieben bis neun Jahre.

Das sich neubildende Geweih des Hirsches besteht aus Knochensubstanz, die bis zur Vollendung des Geweihes mit einer Haut überzogen ist. Der Hirsch hat es in dieser Zeit nicht gern, daß die Besucher sein Geweih anfassen. Gelingt es dennoch, so wird man feststellen, daß die Haut weich und warm ist. Zahlreiche Blutgefäße ziehen durch diese Haut. Naht aber die Zeit des Fegens, hat sich das Geweih bis zu den letzten Verzweigungen ausgebildet, dann trocknet die Haut zusammen. Der Hirsch scheuert das Geweih an Büschen und Bäumen. Blutige Hautfetzen hängen oft bis über die Augen hinweg, und in wenigen Tagen prangt das gefegte Geweih am Haupt des Hirsches. Dieses Geweih ist also ein Knochen, der aber nicht von Blutgefäßen ernährt wird, sondern abgestorben ist. Die Ausbildung eines solchen Geweihes nimmt nicht mehr als dreiundeinhalb Monate Zeit in Anspruch. In dieser kurzen Zeit kann sich ein Knochenstangengebilde entwickeln, das bei unserem Rothirsch das Gewicht von 20 Pfund erreicht. Eine großartige Leistung vollbringt der Tierkörper in so kurzer Zeit.

Das Geweih braucht übrigens nicht die einzige Waffe zu sein, über die Hirsche verfügen. Neben den gefährlichen Hufen, mit denen sie empfindliche Schläge austeilen, hat ein kleiner indischer Hirsch, der Muntjak, lange Eckzähne, die ihm ebenfalls als Waffe dienen. Wer einmal die selt-

samsten Geweihbildungen, die bisher vorgekommen sind, bewundern will, muß das Moritzburger Schloß besichtigen. Dort ist eine große Sammlung kapitaler und abnormaler Hirschgeweihe zu sehen.

## ***Hirschbrunst im Zoo***

Und wieder ist es soweit. Der Brunstschrei des Hirsches ertönt im Dresdner Zoologischen Garten. Sowie ein Besucher sich an das Gitter des Hirschgeheges heranwagt, kommt auch schon Robert, unser männlicher Rothirsch, angelegt und treibt ihn mit kurzen, heiseren Lauten davon. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo sich das bewahrheitet, was die Unfallstatistik der Zoologischen Gärten eindeutig aussagt: Die gefährlichsten Tiere im Zoo, auf deren Konto die meisten Unfälle kommen, sind der Bär, der Elefant und der Rothirsch. Jeder Mensch wird von unserem Robert als ein Nebenbuhler angesehen und deshalb auch in der Brunstzeit sofort angegriffen. Während in der übrigen Zeit des Jahres der Tierpfleger ohne weiteres das Gehege der Hirsche betreten kann, darf er sich jetzt keinesfalls wagen, die Absperrung zu übertreten.

Robert hat sein Geweih gefegt. Jetzt ist er ein ungerader Zehnder und beweist uns, daß er über den Höhepunkt seines Daseins eigentlich schon hinaus ist, denn im Alter baut der Rothirsch die Zahl seiner Enden langsam wieder ab. Robert ist auch in diesem Jahr wieder Vater eines Sohnes geworden, der mit ihm und der Hirschkuh zusammen das Gehege bewohnt. Unsere älteste Hirschmama hat uns leider bisher immer nur ein männliches Hirschkalbchen gebracht, was von uns insofern bedauert wird, als Robert nach zwei Jahren seine Söhne als Rivalen ansieht und zu Boden forkeln würde, wenn wir sie nicht noch vor der Brunstzeit aus seinem Gehege herausnehmen würden. Schon aus diesem Grunde sind uns also Hirschtöchter lieber. Aber auch die Hirschkuh, oder wie die Jäger sagen, das Hirschtier, nimmt ihr Amt als Mutter gegenüber ihrem halbwüchsigen Sohn sehr ernst. Jede Katze, die sich in ihr Revier verirrt, wird sofort angegriffen und vertrieben. Leider tut sie dasselbe auch mit den Truthühnern, die im Zoo ebenfalls frei herumlaufen. Während sie von den Haushühnern kaum Notiz nimmt, greift sie die Truthühner sofort an, und da Truthühner nicht so flink wie Hirsche sind, machte eine der Truthennen, die arglos das Hirschgehege betrat, unangenehme Bekanntschaft mit den gefährlichen Vorderhufen der Hirschkuh.

Auch Robert läßt seine Kampfeslust an allerlei Dingen aus. Einmal ist es das Häuschen, das er abzumontieren versucht, zum anderen sind es starke Äste und Zweige, die ihm ursprünglich zum Fegen seines Geweihes dienten, jetzt aber von ihm auf das Geweih genommen werden und damit Ersatz für den Nebenbuhler sind, den er durch jeden Brunstschrei herausfordert. Noch verhält sich der Damhirschaufleger im Nachbargehege völlig ruhig, denn seine „Hohe Zeit“ ist noch nicht gekommen. Auch würde er mit seinen abgehackten, rauhen, heiseren Lauten gegenüber dem Röhren des Rothirsches weit abfallen. Trotzdem die Tage doch schon verhältnismäßig kühl geworden sind, geht die Rothirschmama mit ihrem Kalbchen noch gern baden. Eigentlich kann man die veralgte Suhle im Hirschgehege kaum als Bad bezeichnen, aber die Hirsche möchten es so haben, ein Schlammbad im wahren Sinne des Wortes. Mitunter liegt die Hirschkuh über eine Stunde lang in der Suhle, um sich, nachdem sie dem kühlen Naß entstiegen ist, das Wasser aus dem Fell zu schütteln, was von den Besuchern, die besonders nahe am Gitter stehen, allerdings nur mit größter Mißbilligung aufgenommen wird.

Aber wenden wir uns wieder dem Robert zu, denn er beherrscht jetzt das Gelände. Es war ein regnerischer Tag im März dieses Jahres, ich weiß es noch ganz genau, weil ich Robert fotografieren wollte, als er seine erste Geweihstange verlor. Ich hatte große Mühe, Robert durch Futter an das Gitter zu locken, damit ich eine Farbaufnahme von den blutigen Abwurfstellen an Roberts Kopf machen konnte. Am nächsten Tage fehlte auch die zweite Stange. Robert war nunmehr völlig ohne Waffen, was sich auch in seinem ganzen Benehmen ausdrückte. In den ersten Tagen nach Abwurf des Geweihes nämlich war er besonders scheu und wich vor jeder Hand, die ihn streicheln wollte, sofort zurück. Nun glauben viele Besucher unseres Gartens, daß der Hirsch in jedem Jahr, wenn er wieder sein neues Geweih aufsetzt, auch eine neue Verzweigung an diesem Geweih zeigt, und man somit nach der Zahl der Enden das Alter des Tieres bestimmen könne. Das ist aber keineswegs der Fall. Im ersten Jahr nach der Geburt ist der Rothirschjüngling ein Spieß. Sein Geweih besteht also nur aus zwei Stangen. Im nächsten kann er ein Gabler sein, also vier Enden tragen, was aber durchaus keine Regel ist, denn schon jetzt kann er zum Sechser oder Achter werden, und, wie ich bereits schon oben andeutete, setzt der Hirsch, wenn er den Höhepunkt seines Lebens überschritten hat, wieder zurück, das heißt, er zeigt an seinem Geweih weniger Enden, als er ehemals besaß. Mit zwanzig Jahren schließlich ist der Hirsch greisenhaft und kann, trotzdem er einstmals ein kapitaler Zwölfender war, wieder zum Spieß werden.

Wer also die Strapazen einer nächtlichen Waldwanderung scheut und trotzdem gern einmal eine richtige Hirschbrunst erleben möchte, der komme einfach in den Zoologischen Garten. Hier kann er sich, bequem auf einer Bank sitzend, das Liebesspiel der Hirsche ansehen und wird dabei auch interessante biologische Studien treiben können.

## ***Braunbären feiern wieder Hochzeit***

Einer der Hauptanziehungspunkte für unsere Zoobesucher sind die jungen Braunbären, die von drei verschiedenen Müttern im Januar geboren wurden. Damit ist im Jahre 1954 seit Kriegsende zum erstenmal wieder im Dresdner Zoologischen Garten die Bärenzucht gelungen. Inzwischen sind sie von ihren Müttern getrennt und auf den Dressurplatz gebracht worden, wo sie unter der Anleitung unseres Tierlehrers und seiner Assistentin verschiedene Kunststückchen erlernen. — Vorläufig gilt es erst einmal, sich an den Umgang mit Menschen zu gewöhnen und Gehorsam zu lernen. Dazu dienen auch die täglichen Spaziergänge, die sie mit ihren Pflegern durch den Zoo und die nähere Umgebung des Zoologischen Gartens machen. Artig an der Leine zu laufen, ist die erste Aufgabe, die ihnen gestellt wird. Viel lieber spielen sie miteinander, wobei es recht kräftige Ohrfeigen setzt, denn junge Bären können schon gehörig beißen und kratzen, und davon machen sie auch bei ihren Balgereien untereinander Gebrauch.

Auch heute noch ist der Braunbär in Europa verbreitet. Von Spanien bis Kamtschatka, von Lappland bis Libanon und im westlichen Himalaja sind Braunbären zu finden. Auch die meisten europäischen Gebirge werden von diesem schwersten europäischen Raubtier bewohnt, denn ein Raubtier ist der Bär, auch wenn er vorwiegend Pflanzenfresser ist. Seine Nahrung besteht aus Früchten aller Art, Heidelbeeren, den Beeren der Eberesche, Wurzeln, Kiefern Samen und an den Küsten sogar aus Seetang. Zum ausgesprochenen Fleischfresser wird er eigentlich nur im Frühjahr,

wenn er sich von seinem Winterlager erhebt und für seinen hungrigen Magen nicht genügend pflanzliche Kost finden kann. Dann greift er auch Haustiere an und kann zum gefährlichsten Räuber werden, wenn er über die Schafherden herfällt. Auch Rinder und Pferde sind vor ihm nicht sicher. In Kamtschatka ist er zum Fischezialisten geworden. An den Flüssen ist er nicht selten in Gruppen zu mehreren Stück anzutreffen und macht Jagd auf die Lachse, die den Fluß aufwärts wandern. Eine Frühjahrsspeise sind für den Bären auch die Weidenkätzchen, die er offensichtlich mit Vorliebe verzehrt. Im Zoologischen Garten erhält er vorwiegend Brot, Marmelade, Gemüse und hin und wieder Fleisch.

Im Gegensatz zum Braunbären ist der Eisbär ein ausgesprochener Fleischfresser, der nur selten einmal vegetarisch lebt. Seine Speisekarte ist vorwiegend aus Fischen, Robben, aber auch Rentieren, Eisföchten und verschiedenen Vögeln, besonders Eiderenten, deren Nester er sehr gern räubert, zusammengesetzt. Im Herbst geht der Eisbär an Land und nimmt dann auch Flechten, Blau- und Krähenbeeren zu sich. Eine Winterruhe, wie sie der Braunbär kennt, der bereits im Oktober sein Winterlager bezieht, und oft vor April nicht wieder verläßt, — in dieser Zeit lebt er von dem Fett, das er sich während der Herbstzeit besonders in der Rückengegend angespeichert hat —, hält der Eisbär nicht. Nur die tragende Bärin stellt sich eine Wochenstube her. In einen Schneehaufen gräbt sie einen etwa drei Meter langen und 70 Zentimeter breiten Gang, der sich schließlich zu einem kleinen Raum erweitert. Der Eingang zu der eigentlichen Wochenstube liegt höher als die Öffnung zu dem Gang, so daß die warme, hochsteigende Luft nicht durch den Eingang entweicht. Durch den Atem der Bärin vereist das Innere der Höhle und ähnelt dann sehr dem Innenraum der Eskimohäuser. Dort, in aller Abgeschiedenheit, bringt die Eisbärin ihre Jungen zur Welt. Meist hat sie Zwillinge. Die kleinen weißen Bärenkinder, die nur 600 Gramm wiegen und deren Augenlider vier Wochen lang verklebt bleiben, kommen zahnlos und mit einem dünnen Fell zur Welt. Sie werden von der Mutter, die auf der Seite liegt, auf den Arm genommen, das heißt, auf den Unterarm gelegt und mit der anderen Tatze zugedeckt. Den Abschluß nach der einen Seite bildet der mächtige Kopf der Bärin, die ihren warmen Atem über ihre winzigen Kinder streifen läßt. So liegen die kleinen Eisbären und schlafen oder trinken an den Zitzen der Mutter. Sehr lange — nämlich reichlich zwei Jahre — werden die Eisbärenkinder von ihrer Mutter betreut, so daß Eisbären in freier Wildbahn nur aller drei bis vier Jahre werfen.

Der Braunbär wirft ein bis fünf Junge, meist jedoch zwei. Diese kleinen Braunbärenkinder sind ebenso winzig, wie ihre weißen Verwandten. Ihre Länge beträgt 25 Zentimeter. Auch sie sind bis zur fünften Woche blind und ganz auf die Fürsorge ihrer Mutter angewiesen. Interessant ist die große Variationsbreite der Tragzeiten. Die Trächtigkeit beim Braunbären kann 216 bis 262 Tage und beim Eisbären sogar 151 bis 260 Tage betragen.

Während der Braunbär in Gefangenschaft sehr leicht zur Fortpflanzung zu bringen ist und seine Jungen meist ohne Schwierigkeiten aufzieht, ist die Zucht von Eisbären bedeutend schwerer. Sehr wichtig dürfte dabei die gegen alle Störungen von außen abgeschirmte Wochenstube sein, die eine Eisbärenmutter unbedingt zur Aufzucht ihrer Kinder benötigt, denn völlige Abgeschiedenheit ist sie ja durch die Schneehöhle gewöhnt.

Im Mai und Juni feiern unsere Braunbären wieder Hochzeit. Wir können also hoffen, daß auch im nächsten Januar wieder kleine Bärenkinder zur Welt kommen werden.

## **Meister Petz wird dressiert**

Die Tatsache, daß der Bär uns aus Sagen, Fabeln und Märchen als ein brummiger, aber gutmütiger Geselle bekannt ist und daß die meisten Kinder als erstes Spielzeug einen Teddybären geschenkt bekommen, verleitet sehr oft zu dem Urteil, der Braunbär wäre ein friedlicher Geselle und die Dressur von Bären sei ein Kinderspiel. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Jeder Besucher unseres Zoologischen Gartens hat die Gelegenheit, die langsame Gewöhnung von Braunbären an die Nähe des Menschen und die Dressur dieser Tiere zu erleben. Schon bei den ersten Proben zeigte sich, was einem jeden Dompteur bekannt ist, daß Braunbären, genau wie auch Eisbären, überaus unberechenbar sind. Sie zeigen durch ihr Mienenspiel nicht an, in welcher Stimmung sie sich befinden, weshalb auch ihre Angriffe, die sie mit großer Hartnäckigkeit durchführen, fast immer überraschend kommen. Natürlich kann man Bären, die erst in einem Alter von 1½ Jahren zur Dressur kommen, nur noch in einem Rundkäfig vorführen. Anders verhält es sich, wenn die Bären bereits im Kindesalter, also etwa mit 12 bis 14 Wochen, an den Menschen gewöhnt werden. Zwar sind sie auch in diesem Alter schon tüchtige „Kratzbürsten“ und können ihrem Tierlehrer ganz empfindliche Verletzungen zufügen, aber mit der Zeit werden sie doch handzäh, besonders wenn man verhindert, daß sie von den Besuchern des Zoologischen Gartens gefüttert werden und somit ihre Leckerbissen nur von ihrem Dompteur bekommen. Ist es doch bereits aus den Fabeln bekannt, daß der Bär eine überaus große Vorliebe für Süßigkeiten hat, und da sämtliche Dressuren in erster Linie auf Belohnung aufgebaut sind, spielt also auch bei der Gewöhnung von Bären an den Menschen der Würfelzucker eine entscheidende Rolle.

Die Dressur eines solchen kleinen Bären beginnt damit, daß man ihm ein Halsband anlegt. Diese Fessel ist für unseren „Meister Petz“ natürlich eine völlig ungewohnte Angelegenheit, und er versucht, das Halsband immer wieder abzustreifen, es zu zerreißen oder sich auf andere Art dieser Fessel zu entledigen. Hat er endlich erkannt, daß seine Bemühungen vergeblich sind, so kann man damit beginnen, den kleinen brummigen Gesellen an die Leine zu gewöhnen. Jeden Tag macht der Tierpfleger stundenlange Spaziergänge mit seinem Bären durch den Zoologischen Garten, bis das Bärenkind gelernt hat, daß die Leine unzerreißbar ist und es „bei Fuß“ laufen soll. Das dauert oft viele Tage. Immer wieder wird es versuchen, nach der Seite hin auszubrechen, den Tierlehrer anzugreifen oder sich störrisch zu stellen und keinen Schritt vom Fleck zu gehen. Aber die Geduld spielt bei der Tierdressur eine große Rolle. Muß man doch eine bestimmte Handlung zur Gewohnheit werden lassen. Soll zum Beispiel ein Bär „schön machen“, sich also auf die Hinterbeine stellen und die Vordertatzen bittend aneinanderlegen, so wird der Tierlehrer ein Stück Würfelzucker, ein Marmeladenbrot oder irgendeine andere Leckerei so hoch über den Kopf des Bären halten, daß sich das Tier aufrichten muß, wenn es die Süßigkeit erreichen will. Dieser Vorgang wird je nach der Fähigkeit und Eignung des Tieres hundert-, hundertfünfzig- oder auch zweihundertmal wiederholt, solange, bis es genügt, nur die Hand zu heben, um damit das Aufrichten des Bären, man möchte beinahe sagen, automatisch auszulösen. Natürlich lernt nicht jedes Tier gleichmäßig gut und schnell, es gibt begabte und schwerfällige Gesellen. Aber schon nach den ersten Proben weiß der Dompteur, was er von seinen Zöglingen erwarten und verlangen kann.

Im übrigen soll die Dressur im Zoologischen Garten nicht nur alt und

jung angenehm unterhalten, sie ist auch für die Zootiere selbst von größter Wichtigkeit. Oft werden sich die Besucher darüber gewundert haben, daß die Löwen den ganzen Tag faul in ihrem Käfig umherliegen und schlafen, ja, daß selbst Tiere, denen eine große Bewegungsmöglichkeit geboten ist, wie etwa die Geier in ihrem Flugkäfig, nur überaus selten diese Möglichkeit benutzen, obwohl sie doch in freier Wildbahn oft über den Bergen kreisen. Aber auch die Bewegung des Tieres ist in freier Wildbahn an bestimmte äußere Anlässe gebunden. Wenn der Löwe durch die afrikanische Steppe streift, so wird er es in erster Linie zu dem Zwecke des Nahrungserwerbes tun, dasselbe gilt auch für die Flüge der Geier. Gerade diese großen Raubvögel sind ja in freier Wildbahn darauf angewiesen, oft über weite Strecken hinweg hoch am Himmel ihre Kreise zu ziehen, weil sie eben ausgesprochene Aasfresser sind und nicht jeden Tag und überall einen reichlich gedeckten Tisch vorfinden. Der Zwang aber, sich die Beute selbst suchen zu müssen, fällt bei den in Zoologischen Gärten gehaltenen Tieren weg. Sie bekommen täglich ihre Nahrung zugeteilt. Sie können es sich also auch gestatten, faul in der Sonne zu liegen und den Tag schlafend zu verbringen. Damit ergibt sich jedoch eine Schwierigkeit für den Tiergärtner, die es durch die Dressur zu überbrücken gilt, denn das Tier muß auch in der Gefangenschaft bewegt werden, wenn sein Stoffwechsel und damit auch sein Gesundheitszustand in Ordnung bleiben soll. Deshalb hatte Professor Brandes über den Seelöwenfelsen hinweg einen langen Laufgang für die Raubtiere gelegt. Er diente ursprünglich dazu, die Raubtiere vor der Fütterung noch einmal eine kleine Wanderung antreten zu lassen.

## **Große Sorgen um kleine Löwen**

Es ist wahrhaftig nicht leicht gewesen, im Dresdner Zoologischen Garten wieder eine Löwenzucht aufzubauen. Die erste Löwin, die nach der Zerstörung des Zoos wieder in Dresden ihren Einzug hielt, war leider krank und starb schon nach kurzer Zeit. Als nächste Großkatze kam ein männlicher Löwe, der sich gut entwickelte, aber lange warten mußte, ehe er eine Löwin zugesellt bekam, die leider zur Zucht nicht mehr verwendet werden konnte, da sie bereits sehr betagt war. In der nachfolgenden Zeit erwarb der Dresdner Zoo zwar verschiedene Löwen, darunter auch weibliche Tiere, leider waren es aber alles Löwenkinder.

Endlich gelang es, sechs erwachsene Zuchtlöwen zu kaufen, die bisher mit einem Zirkus gereist waren, sich aber in einem guten Alter (4 und 6 Jahre) befanden. Leider zogen sie von den Junglöwen, die sie zur Welt gebracht hatten, nur wenige auf. Im Zirkus kann auf die Löwenmutter und ihre Kinder wenig Rücksicht genommen werden. Trotzdem war es unverantwortlich, daß die Löwinnen auch im hochtragenden Zustand ständig mit dem Reiseunternehmen mitgeschleppt wurden und, durch die Störungen veranlaßt, ihre Jungen fraßen oder so vernachlässigten, daß sie schon nach kurzer Zeit eingingen. Also mußten wir unser Glück probieren.

Die Löwen trafen ein. Schon nach wenigen Tagen warf eine Löwin drei Junge. Davon wurde ein Löwenkind tot geboren. Wir verordneten der Mutter größte Ruhe. Das Raubtierhaus wurde für Besucher gesperrt. Unruhig lief die Mutter in ihrer Wochenstube auf und ab, stundenlang. Das war kein gutes Zeichen. Kümmerte sie sich um ihre Löwenkinder nicht? Hin und wieder hörten wir ein leises Quäken in der Wochenstube. Nach wenigen Tagen brachte der Wärter die traurige Nachricht, daß wieder ein Junges tot sei. Die Mutter hatte es gefressen. Jetzt lebte noch ein



Löwenkind. Die erste Woche verging, und immer noch klang das leise Quäken aus der Wochenstube. Als die zweite Woche gut überstanden war, atmete ich erleichtert auf. Aber am 17. Tage kommt der Raubtierwärter und legt mir auch das dritte und letzte Löwenkind tot auf den Tisch. So ein Pech! Will es denn bei uns mit der Löwenzucht gar nicht klappen? Ich nehme den kleinen, schon kalten Körper auf. Da ruft ein Kollege: „Der lebt noch!“ Ausgeschlossen, der Körper ist kalt. Wahrhaftig, die Augenlider zucken, wenn man vorsichtig den Augapfel berührt. Also schnell handeln. Ich beginne morgens gegen 9 Uhr mit den Belebungsversuchen. Mit dem Handballen drücke ich den kleinen Brustkorb auseinander und schließe ihn, die Finger leicht zusammendrückend, wieder. So geht es die erste halbe Stunde. Der Tierarzt hält meine Bemühungen für aussichtslos. Trotzdem, es muß alles versucht werden. Bald verstärken sich die Reflexe. Eine Fußheizplatte wird herbeigeschafft. Das ganze Büropersonal ist jetzt um den kleinen Löwen bemüht. Das Löwenkind wird in feuchtwarme Tücher gewickelt und die künstliche Atmung fortgesetzt. Nach 45 Minuten läßt der Löwe das erste Quäken hören. Und nun geht es recht schnell. Der kleine Körper streckt sich, die Füße bewegen sich. Salzwasserlösung wird in die Augen geträufelt, um das Eintrocknen zu hindern. Da bewegt sich das kleine Schwänzchen. Ich höre das Herz ab. Es flimmert. Ein gleichmäßiger Herzschlag ist noch nicht zu hören. Also weiter! Zur Stärkung des Herzmuskels wird dem Junglöwen eine Spritze verabreicht, die ihre Wirkung nicht verfehlt: Wieder heftige Bewegungen mit den Beinen und ein lautes Quäken. Zwei Kolleginnen aus dem Büro bearbeiten mit Bürsten die kleinen Pranken. Da tritt plötzlich ein Krampf ein. Der ganze Körper streckt sich, die Kiefer klemmen sich fest aufeinander. Aber es geht gut vorüber. Inzwischen sind die Reflexe noch stärker geworden. Die Uhr zeigt auf zwanzig Minuten nach zehn. Ich stecke einen Finger in das Mäulchen, wahrhaftig, das Löwenbaby saugt daran. Jetzt hat auch die Bauchatmung wieder eingesetzt, aber noch kann es nicht ohne Hilfe atmen. Ich setze also die künstliche Atmung fort. Wird es gelingen? Ich habe noch nie um ein kleines Tierleben so gekämpft. Es war leider vergeblich. Nach ein und einer halben Stunde trat ein zweiter Krampf ein, den das kleine Löwenherz nicht überstand. Als sich die Glieder aus der Starre lösten, lag der Körper schlaff und leblos auf meiner Hand. Niemand sprach ein Wort. Wir gingen schweigend auseinander.

Eine geraume Zeit später nahmen wir die Sektion vor. Unsere Mühe mußte vergeblich sein. Das Löwenkind war offensichtlich schon wenige Stunden nach der Geburt von der Unruhe auf und ab wandernden Löwenmutter getreten worden. Eine schwere Quetschung der noch knorpeligen Rippen hatte einen entzündlichen Herd geschaffen, der zur Todesursache wurde.

### ***Von Löwenkindern und Löwenmüttern***

Als sich im August des Jahres 1863 im Dresdner Zoologischen Garten der Schieber eines Transportkäfigs öffnete, sprangen die beiden ersten Dresdner Löwen aus dem engen Verlies in ihr neues Heim und benutzten die ihnen gebotene Bewegungsfreiheit, um sich erst einmal in dem geräumigen Käfig auszutoben oder, wie wir es sagen würden, die Beine zu vertreten. Auf dieses Löwenpaar setzte der damalige technische Leiter und erste Direktor des Dresdner Zoologischen Gartens, Schoepf, die große Hoffnung, daß sie zum Stammpaar einer Löwenzucht werden möchten. Die Hoffnung erfüllte

sich allerdings nur teilweise. Nach einer Tragzeit von 110 Tagen warf die Löwin drei Junge. Aber zur Welt gebracht heißt noch lange nicht aufgezogen und am Leben erhalten. Die Löwenmama säugte ihre Jungen nicht, so daß zwei Löwenkinder kurz nach der Geburt starben, während das dritte der Rabenmutter noch rechtzeitig weggenommen und in die Schoepfsche Wohnung gebracht werden konnte, wo nunmehr eine Pinscherhündin als Amme die Aufzucht des Junglöwen übernahm. Aber das Leben des ersten in Dresden gezogenen Löwen währte nur kurze Zeit. Trotz liebevollster Pflege, die ihm besonders die Tochter Schoepfs angedeihen ließ, starb er mit dreiviertel Jahren. Als die gleiche Löwenmutter ihren zweiten Wurf zur Welt brachte, konnte keines der Jungtiere gerettet werden. Ehe man es verhindern konnte, wurden sie von ihrer eigenen Mutter aufgefressen. Damit waren die ersten Versuche, auch in Dresden Löwen in Gefangenschaft zur Fortpflanzung zu bringen und die Löwenkinder aufzuziehen, mißglückt. Woran es lag? Das ist heute schwer zu sagen. Löwen brauchen viel Ruhe, wenn sie Junge zur Welt gebracht haben, sonst besteht die Gefahr, daß sie entweder die Jungen nicht annehmen oder sie sogar auffressen. Aus diesem Grunde werden die Geburtszellen gebaut, die das Tier gegenüber dem Besucher völlig abschließen und vor jeglicher Störung schützen. Nur durch ein Guckloch, dessen Verschußklappe aber ebenfalls von dem erfahrenen Tierpfleger unter Vermeidung jedes Geräusches hochgehoben wird, kann ein Blick in die mit Brettern verschlagene Wochenstube geworfen werden. Auch wird immer mit einigen Sorgen der erste Versuch unternommen, die Löwin in den Nebenkäfig zu locken, um sie dort zu tränken und zu füttern und in der Zwischenzeit den Geburtskäfig zu reinigen. Heute gehört es allerdings nicht zu den Seltenheiten, daß Löwen sich in Gefangenschaft, ja oft sogar in den engen Zirkuswagen, die ihnen nur geringe Bewegungsfreiheit lassen, fortpflanzen und ihre Jungen ordentlich aufziehen. Junge Löwen sind ein großer Anziehungspunkt für die Besucher. Durch ihren unbeholfenen Gang und ihre, für den kleinen Körper verhältnismäßig großen tapsigen Pranken erwecken sie immer wieder die Heiterkeit der Zuschauer. Schon nach wenigen Wochen erregt jede Bewegung ihre Aufmerksamkeit, und nicht selten kann man beobachten, wie sie mit der schwarzbehaarten Schwanzspitze der Mutter spielen. Dann wieder ducken sie sich, um im nächsten Moment auf ihre Geschwister zu springen, und schließlich purzeln die kleinen Fellknäuels wild durcheinander.

Als im Jahre 1953 der Dresdner Zoologische Garten zum ersten Male wieder nach dem verhängnisvollen Bombenangriff des Jahres 1945 einen Fotolöwen besaß, der seit frühester Kindheit von der Mutter abgesetzt und mit der Milchflasche aufgezogen war, so daß er völlig handzähm wurde und man mit ihm bedenkenlos auch die kleinsten Kinder fotografieren lassen konnte, wurde ihm seine Lust am Spiel eines Tages zum Verhängnis. Unter Aufsicht seines Fotografen tollte er auf einer Wiese in der Nähe des Ententeiches umher. Näherte sich unserer Roja, wie wir die Fotolöwin getauft hatten, ein ahnungsloses Entchen, so sprang sie mit großen Sätzen auf das erschreckte Tierchen zu, das sofort und stets mit Erfolg die Flucht ergriff, denn Roja war in ihren Angriffen noch viel zu unbeholfen. Bald hatten die gefiederten Bewohner unseres Teiches gemerkt, daß es auf dem Rasenplatz, auf dem der Zoofotograf arbeitete, nicht geheuer war, und mieden in Zukunft diesen Teil des Geheges oder näherten sich ihm nur auf dem Wasser schwimmend. Als eines Tages wieder einige Enten herangepaddelt kamen und der Fotograf seiner Löwin gerade den Rücken zudrehte, sprang Roja auf die schwimmenden Enten

zu und mit einem lauten Platsch mitten ins Wasser hinein. Hilflös paddelte sie in dem feuchten Element. Aber nur wenige Sekunden. Durch das platschende Geräusch erschreckt, war der Fotograf herumgefahren, warf beim Anblick seiner ängstlich rudern den Löwin die Leica ins Gras und sprang so, wie er gerade war, in den schlammigen Teich, um seine Roja zu retten. Pudelnäß entstiegen beide dem Weiher und hatten begreiflicherweise für den Spott nicht zu sorgen. Roja wurde frottiert und in warme Decken gepackt, bis sie wieder völlig trocken war. Neben ihr trockneten in der Sonne eine Hose und ein Oberhemd sowie eine Brieftasche mit Inhalt. Seitdem meidet sie die trügerisch spiegelnde Fläche des Wassers. Offensichtlich durch die Erfahrung zu der Erkenntnis gekommen, daß Wasser keine Balken hat.

Oft findet man auch, daß Junglöwen in engster Freundschaft mit Hunden aufgezogen werden. Dabei ist es überaus belustigend, den tollen Spielen zweier derartig ungleicher Freunde zuzuschauen. In wilder Jagd geht es über die Wiesen dahin, wobei der Hund stets der Flinkere und Gewandtere ist. Blitzschnell kommt er herangestürzt, kneift den tollpatschigen Löwen in die Nase oder schnappt nach dem Schwanz, und bevor die plumpe Pranke zum Schlag erhoben ist, hat der Hund bereits wieder das Weite gesucht. Diese Katzbalgereien sind eine gute Vorbereitung für die späteren Kämpfe, die besonders in der Brunstzeit zwischen den Mähnenlöwen um das Weibchen ausgetragen werden. Dabei ist es interessant zu beobachten, wie die Verteidigungsstellung beim Spiel schon der späteren Abwehrstellung bei ersten Auseinandersetzungen entspricht. Auch Hauskatzen legen sich auf den Rücken und halten die krallenbewehrten Pfoten zur Abwehr bereit, wenn sie von einer anderen Katze angegriffen werden. Das gleiche tun auch der Löwe, Tiger, Leopard und Puma, jedoch scheint diese Form der Abwehr nur gegenüber Artgenossen angewendet zu werden. So ist auch das Jugendalter der großen Raubkatzen eine Vorbereitung für den Ernst des Lebens, der sie später im harten Kampf ums Dasein erwartet.

## **„Tanga“ und ihre Verwandten**

Im April 1954 kam im Dresdner Zoo wieder ein junger Löwe an. Kitty, die Löwenmama, hat ihn am 9. Dezember 1953 im Zoologischen Garten in Halle geboren. Sie konnte ihr Löwenkind nicht in Dresden zur Welt bringen, weil in den Wintermonaten das Antilopenhaus, in dem die Raubtiere untergebracht waren, umgebaut wurde und deshalb sämtliche Löwen bis auf drei Jungtiere nach Halle reisen mußten. Leider hatte Kitty sehr wenig Milch, so daß sie ihr Löwenkind nicht ernähren konnte. Es war ein großes Glück, daß wenige Tage nach der Geburt des Löwenbabys auch eine Neufundländer-Hündin warf. Ihr wurde der Junglöwe als Adoptivkind anvertraut, und sie zog ihn wie ein eigenes Kind auf. Es ist bei der großen Mühe, die von den Tierpflegern des Zoologischen Gartens aufgewendet wurde, verständlich, daß sie sich nur ungern von ihrem Sorgenkind trennten und ihnen der Abschied schwer wurde, als wir vor wenigen Tagen unser Löwenbaby abholten.

Inzwischen haben wir unserem Löwenkind einen Namen gegeben. Seine Mutter ist eine hochbeinige Löwin, die sehr an den Typ des Masailöwen erinnert, weshalb wir ihre Tochter „Tanga“ — eine Abkürzung des ostafrikanischen Steppengebietes Tanganjika — taufen.

Der Löwe hatte ursprünglich ein weites Verbreitungsgebiet. Nicht nur die Steppen Afrikas, sondern auch Persien, das Zwischenstromland und Indien gehörten zu seinen Heimatgebieten. Heute ist er durch den Menschen aus

diesen Gebieten verdrängt, ist auch in Afrika bei weitem nicht mehr so häufig, wie das noch vor zwanzig Jahren der Fall war, und in Indien hat er sich auf eine Halbinsel nordwestlich von Bombay zurückgezogen, wo im Jahre 1930 noch 200 Löwen geschätzt wurden.

Wenn ein Zirkus auf seinen Plakaten eine Löwendressurgruppe anzeigt, so werden diese Löwen wohl auf 90 Prozent aller Zirkusplakate als Berberlöwen angekündigt. Der Berberlöwe bewohnte einst die Atlasländer Nordafrikas. Heute ist er in freier Wildbahn nicht mehr zu finden. Vielleicht sind noch in einigen Zoologischen Gärten Nachkommen echter Berberlöwen vorhanden, aber das werden auch nur noch wenige sein. Warum jedoch will jeder Zirkus unbedingt Berberlöwen besitzen? Der Berberlöwe zeichnete sich durch große, kräftige Gestalt, durch eine graugelbe Farbe des Felles und durch eine starke, dunkle Mähne aus, die nicht nur die Halspartie bedeckte, sondern sich auch am Bauch entlang zog. Er zeigte am deutlichsten von allen Löwenrassen die „Würde“, die man von dem „König der Tiere“ verlangte. Außerdem stammten die Löwen, die von den Römern eingeführt und für die Gladiatorenkämpfe verwendet wurden, aus Nordafrika, waren also Berberlöwen. So ist wahrhaftig der Berberlöwe die bekannteste Rasse in der Vergangenheit gewesen.

Die Mähne tritt nur bei männlichen Tieren auf, und es ist interessant, daß kastrierte Löwen ihre Mähne verlieren. Sie ist also ein Geschlechtsmerkmal. Welchen Zweck mag die Mähne erfüllen? Es ist bekannt, daß die Löwen, wenn sie brünstig sind, um das Weibchen mitunter harte Kämpfe austragen, weiß doch auch jeder Dompteur, daß eine brünstige Löwin zusammen mit Mähnenlöwen im Rundkäfig eine sehr gefährliche Angelegenheit ist. Während dieser Rivalenkämpfe macht der Löwe von seinen krallenbewährten Pranken ausgiebigen Gebrauch. Dabei schützt ihn die dicke Mähne vor Verletzungen der empfindlichen Halsregion.

Noch ein Wort zu seinem sehr nahe verwandten Vetter aus Indien, dem Tiger. Im Gegensatz zum Löwen, dessen Wohngebiete Steppen mit lockerem Baumbestand sind, bevorzugt der Tiger die Dschungel, den mit Bambusgräsern durchsetzten indischen Urwald. Auf festgelegten Wechsellinien durchstreift er sein Jagdgebiet und vertreibt jeden Artgenossen, der es sich wagen sollte, sein Territorium zu betreten. Auch darin unterscheidet er sich vom Löwen, der häufig in Rudeln angetroffen wird. Auf der Speisekarte des Tigers stehen Axishirsch, Nilgauantilope und Wildschwein an erster Stelle, während beim Löwen das Zebra den Hauptanteil der Beute bildet. Auch vom Tiger sind mehrere Formen bekannt, die sich deutlich voneinander unterscheiden: der sibirische Tiger ist die größte Form. Sein Fell zeigt wenig Streifen. Der Bengaltiger, den wir im Zirkus häufig antreffen, ist dichter als sein sibirischer Artgenosse gestreift und übertrifft an Größe bei weitem die kleine Inselform, den dichtgestreiften Sundatiger. Ein Beweis dafür, daß beide Großkatzen nahe verwandt sind, ist die Tatsache, daß sie miteinander gekreuzt werden können. Die Löwen-Tiger-Bastarde sind kräftiger und größer als ihre Eltern, haben eine schwache Mähne und zarte verwaschene Streifen.

## ***Von Tiermüttern und ihren Kindern***

Auch im Zoologischen Garten gehören die Geburten zu den freudigen Ereignissen. Wenn Zootiere sich fortpflanzen, beweisen sie uns, daß sie sich gut eingewöhnt haben, daß sie sich in Gefangenschaft wohlfühlen. Vor einigen Tagen hat „Walli“, eine Löwin, drei kleinen Löwenkindern das Leben geschenkt, und „Tenera“ wird in den nächsten Tagen werfen. Ihre

Wochenstube hat diese Junglöwin längst bezogen, und wir hoffen, daß alles gut geht. Bei der ersten Geburt können nämlich oft Schwierigkeiten auftreten. Nicht selten haben die Mütter vor ihrem ersten Kind Angst, schlagen nach ihm oder fressen es sogar auf. Sie sind wahrscheinlich durch dieses Ereignis so erregt, daß sie ihr Kind als etwas Fremdes ansehen und deshalb auch ablehnen. Dieses rabenmütterliche Verhalten konnten wir im vergangenen Jahr bei unserer Kamelstute beobachten, die ihr Erstgeborenes ablehnte und sich wehrte, wenn es saugen wollte. Wie wird sich also „Tenera“, die schönste Löwin, die unser Zoologischer Garten besitzt, bei ihrer ersten Geburt benehmen?

Die erste Handlung, die von den meisten Muttertieren vorgenommen wird, kurz nachdem das Kind zur Welt gekommen ist, besteht im Abnabeln und im Auffressen der Keimeshülle. Das Tierkind ist bei der Geburt in eine dünne Haut eingehüllt, die mit dem Fruchtwasser angefüllt ist. Würde es von der Haut nicht befreit, so müßte es ersticken, denn durch die Geburt wird es ja von der mütterlichen Versorgung mit Sauerstoff, der ihm durch das Blut zugeführt wird, abgeschnitten. Oft reißt die Fruchthülle schon bei der Geburt. Ist das jedoch nicht geschehen, so wird sie von der Mutter zerrissen und aufgefressen. Sogar Pflanzenfresser werden in diesem Augenblick zu „Fleischfressern“. Auch die Plazenta, die Nachgeburt, wird von den meisten Tiermüttern aufgefressen — oder wie es die Menschenaffen tun — zumindest ausgesaugt. Wahrscheinlich nimmt die Tiermutter mit dieser Nachgeburt Hormone auf, die der Bildung von Milch sehr förderlich sind. Während der ersten Minuten nach der Geburt sind viele Tierkinder noch sehr schwach. Hilflös liegen die Kinder der Wiederkäuer auf dem Boden und werden von ihrer Mutter trockengeleckt. Aber schon nach einer halben Stunde machen sie die ersten Versuche, sich aufzurichten, was ihnen meist nach einigen vergeblichen Anstrengungen gelingt. Dann aber suchen sie auch schon nach der mütterlichen Milchquelle. Immer wieder stoßen sie mit ihrem Mäulchen nach dem Bauch der Mutter, bis sie schließlich die Zitzen gefunden haben. Auch dieses Stoßen ist mehr als eine Suchbewegung, es ist eine Massage der Milchdrüsen, die den Milchfluß fördert. Hundekinder treten mit ihren kleinen Pfötchen in den Bauch der Mutter, und aus diesem Treten wird nach Meinung einiger Tierpsychologen das „Pfötchengeben“ der Hunde abgeleitet. Die Affenkinder dagegen werden von ihren Müttern an die Brust gelegt. Diese so sinnvoll erscheinenden Handlungen der Jungtiere wie auch der Mütter sind zum größten Teil Instinkthandlungen, also ererbte Handlungsfolgen.

Die eigenartigste Brutfürsorge ist bei den Beuteltieren zu bemerken. Der australische Beutelbär, der Koala, hat einen Beutel, dessen Öffnung nach unten gerichtet ist. Wenn nun das Koalakind sich von der Muttermilch entwöhnt, so schaut es aus dem Beutel heraus und wird durch Ausscheidungen des mütterlichen Darmes ernährt. Nur zu einer ganz bestimmten Zeit des Tages, die um die Mittagsstunden liegt, scheidet der Darm des Muttertieres einen dicken Brei aus, der sich aus vorverdauten Blättern des Eukalyptusbaumes zusammensetzt. Diese Eukalyptusblätter sind die Hauptnahrung der Koalas, eine Tatsache, die ihre Haltung in unseren Zoologischen Gärten unmöglich macht. Während der übrigen Zeit des Tages wird normaler Kot ausgeschieden.

Neben der Ernährung des Säuglings spielt auch die Körperpflege eine große Rolle. Junge Löwen werden geleckt. Dieses Lecken dient nicht nur der Säuberung des Felles, sondern ist auch gleichzeitig eine Bauchmassage, die der Verdauung sehr förderlich ist. Viele Wiederkäuer lecken ihrem Kind, während es saugt, den After ab und sorgen damit für die Ent-

leerung des Darmes und der Blase. Wenn Löwenkinder künstlich aufgezogen werden, so gehört als Ersatz für das Lecken das Abreiben mit lauwarmen feuchten Tüchern zur täglichen Betreuung. So bringt jede Geburt im Zoo Freuden und Sorgen für alle Menschen, die sich um das Wohl ihrer Zöglinge bemühen.

### *Ein Antilopenkind kommt zur Welt*

Mit besonderer Spannung sahen wir der Geburt eines Elenantilopenkälbchens entgegen. Als das schöne Paar Elenantilopen eintraf, wurde der Bulle sofort von der bereits trächtigen Kuh getrennt. Die Geburt war — nach den Berichten der Tierpfleger, die im Zoo Hannover Antilopen betreut hatten — für den 5. Mai vorausberechnet worden. Als jedoch der 5. Mai herankam, zeigten sich noch keine Merkmale, die auf eine baldige Geburt hindeuten konnten. Tag um Tag verging, ohne daß etwas geschah. Endlich am 18. Mai war es soweit. Um 16 Uhr meldete der Tierpfleger des Huftierrevieres, daß die Geburt beginnt. Das Haus wurde sofort für die Besucher abgesperrt. Vorsichtig lugten wir durch ein kleines Fenster in der Tür und sahen, daß die kleinen, noch weichen Hufe bereits herausgetreten waren. Die Antilopenkinder kommen mit den Vorderbeinen und dem Kopf zuerst zur Welt. Noch stand die Antilopenkuh und knabberte an einem Bündelchen Heu. Nach einer halben Stunde legte sie sich, und starke Wehen setzten ein. Aber die Geburt wollte nicht vorangehen. Wieder stand die Antilope auf, lief ruhig im Stall umher und fraß ein wenig. So verging die erste Stunde. Dann aber ging es schnell. Wieder hatte sich die Antilopenmutter gelegt, und jetzt trat langsam das Köpfchen hervor, noch ganz in die Fruchtblase eingehüllt. Man konnte durch die dünne Haut die Bewegung der Nüstern des Antilopenkindes sehen. Wenige Minuten später lag das Kind bereits im Stroh.

Es war 17.45 Uhr. Sofort stand die Mutter auf und leckte ihr Kind ab, wobei sie — wie das auch bei Pflanzenfressern üblich ist — die Fruchtblase auffraß. Naß und erschöpft lag das Kind am Boden. Aber schon bald machte es die ersten Versuche, sich aufzurichten. Das Köpfchen kam hoch und schaute mit den großen schwarzen Kinderaugen seine Mutter an. Die Ohren erschienen uns riesig groß. Bald war es von der Mutter völlig trockengeleckt. Bereits 15 Minuten nach der Geburt begann es ernstliche Versuche zu unternehmen, auf die Beine zu kommen. Zuerst stellte es sich auf die Hinterbeine. Aber es war noch schwierig, das Gleichgewicht zu halten, und der Versuch endete mit einem Purzelbaum. Schon der vierte Versuch führte zum Erfolg. Nur wenige Sekunden stand es auf den langen, dünnen Beinchen, dann kippte es seitlich um. Das war 30 Minuten nach der Geburt. Es dauerte keine fünf Minuten, da stand es schon wieder, hielt das Gleichgewicht, lief zur Mutter und begann nach dem Milchquell zu suchen. Allerdings noch an der falschen Stelle, nämlich zwischen den Vorderbeinen. Wir hatten inzwischen die Tür weit geöffnet. Die Mutter verhielt sich völlig ruhig. Zur Belohnung für die überstandenen schweren Stunden gaben wir ihr einige Möhren, die sie auch sofort mit großem Appetit verzehrte. Währenddessen suchte das Kind weiter nach dem Euter. Wie es bei dem bekannten Kinderspiel „Ich seh etwas, was du nicht siehst“ geübt wird, riefen wir dem Antilopenkind, je nachdem, ob es sich dem Euter näherte oder wieder entfernte, „heiß“ oder „kalt“ zu. Endlich nach einer weiteren halben Stunde hatte es den mütterlichen Milchquell gefunden und begann zu trinken. Damit war für uns die erste Aufregung überstanden. Mutter und Kind fühlten sich offensichtlich wohl. Als wir

den Vater in den späten Abendstunden in den Nebestall ließen, lief er, ohne seinem Sohn nur einen Blick zuzuwerfen, sofort zum Futtertrog. „So sind die Männer!“, sagte eine Tierpflegerin, und wir ergänzten: „Im Tierreich, Kollegin!“

## ***Dies und das vom Känguruh***

Am 1. Januar 1953 konnten wir mit großer Freude feststellen, daß sich in dem Beutel unseres Bergkänguruhs ein Junges befindet. Wenige Wochen später schaute das Känguruhkind aus dem Beutel heraus, und bald wagte es auch zum erstenmal in die große Welt hineinzuhüpfen, um allerdings sehr bald wieder in den warmen Beutel der Mutter zurückzukehren. Seit dieser Zeit sind viele Monate vergangen. Das Känguruhkind ist in dieser Zeit sehr schnell gewachsen und steht an Körpergröße heute seiner Mutter kaum nach. Aber es wird noch kräftiger und größer werden, denn es ist männlichen Geschlechts, und auch bei den Bergkänguruhs ist der Mann kräftiger als das Weibchen. In den Beutel der Mutter paßt es natürlich längst nicht mehr hinein.

Was aber geschieht eigentlich mit dem Känguruhkind nach der Geburt? Diese Frage wird mir sehr häufig von den Besuchern des Zoologischen Gartens gestellt, und sie ist bestimmt auch von allgemeinem Interesse.

Das Känguruhkind kommt, wie jedes Beuteltier, als eine natürliche Frühgeburt zur Welt. Es ist nackt, unentwickelt und wenige Zentimeter lang. Ohne seine Mutter wäre es völlig unfähig zu existieren. Die Mutter erfaßt diesen etwa zwei Zentimeter langen Embryo mit den Lippen und befördert ihn in den Beutel hinein. Es ist auch beobachtet worden, daß sie von der Geburtsöffnung bis zur Beutelloffnung eine Schleimbahn leckt, auf der das unfertige Känguruhkind zum Beutel kriecht. Im warmen mütterlichen Beutel ergreift das kleine Känguruh eine Zitze mit dem Mund. Bald verwachsen die Mundränder so, daß sich der Säugling von dem Milchquell nicht mehr lösen kann. Die Zitze wiederum schwillt im Mund des Känguruhkindes an, es entsteht also eine Verbindung zwischen dem Muttertier und dem hilflosen Jungen, die man mit einem Druckknopf vergleichen könnte. Das Känguruhkind würde aber ersticken müssen, wenn sich nicht gleichzeitig der Kehlkopf heben und in die innere Nasenöffnung einschieben würde. So paßt sich der Keimling an das Leben im Beutel der Mutter an. Zu einem selbständigen Saugen ist er aber nicht fähig. Vielmehr wird die Milch durch einen Muskel, der die Milchdrüsen zusammenpreßt, in das Beuteljunge hineingespritzt. Wenn das Junge eine bestimmte Größe erreicht hat, lösen sich die Mundränder voneinander, der Kehlkopf nimmt wieder seine normale Lage ein, und das Junge saugt jetzt selbständig. Etwa sechs Monate nach der Geburt schaut das kleine Känguruh zum erstenmal aus dem Beutel, und dann vergehen immer noch sieben Wochen, ehe es ihn zum erstenmal verläßt.

Vielen Besuchern des Dresdner Zoologischen Gartens werden aus früheren Zeiten die Känguruhboxkämpfe noch in Erinnerung sein. Känguruh und Wärter fochten einen Faustkampf aus. Dabei stand das Känguruh auf seinen langen Hinterbeinen, stützte sich auf den starken Schwanz und schlug mit den Vorderfüßen nach seinem Gegner im Ring. Diese Art der Verteidigung und des Kampfes ist auch zwischen den kämpfenden Känguruhrivalen üblich. Allerdings muß immer mit einem Tiefschlag gerechnet werden, denn oft stützt sich das Känguruh nur auf den Schwanz und schlägt blitzschnell mit den Hinterfüßen nach dem Leib des Gegners. Die Hinterbeine enden in einem langen Nagel, mit dem das Känguruh

seinem Gegner gefährliche Verletzungen beibringen kann. Deshalb war der boxende Wärter auch stets durch eine dicke Lederschürze geschützt. Auch unsere Bergkänguruhs geraten mitunter in Zank und Streit, besonders wenn ihre Nachbarn, die Zebras, sie ärgern. Der Zebrahengst ist zwar keineswegs bösartig, aber er kann es nun mal nicht leiden, daß Mensch oder Tier zu nahe an das Gitter treten. Dann kommt er herangaloppiert, senkt den Kopf zum Boden, dreht sich blitzschnell um und keilt mit den Hinterhufen aus. Das tut er auch gegenüber seinen friedlichen Nachbarn, den Känguruhs, die sich darüber sehr aufregen. Die Känguruhmutter stellt sich auf die Hinterbeine und zittert vor Erregung mit dem Kopf, wobei sie leise keckernde Laute ausstößt. Schließlich aber gibt der Klügere nach, sie dreht sich um und springt elegant durch das Gehege, um sich an einem ruhigen Ort in der Sonne niederzulegen. Das Junge hopst hinter ihr her. Es dürfte den wenigsten Tierfreunden bekannt sein, daß im Ausgang des vergangenen Jahrhunderts der Versuch gemacht worden ist, Känguruhs in Deutschland einzubürgern. Im Jahre 1887 wurden in einem 500 Hektar großen Waldstück in der Nähe von Herzheim fünf Känguruhs ausgesetzt. Diese Bennett-Känguruhs gehören zu den härtesten Arten und bewiesen dies auch, indem sie alle gut über den Winter — der Temperaturen bis zu minus 22 Grad auswies — kamen. Auch vermehrten sich die Tiere so, daß der Bestand bald wuchs. Leider wurde dieser interessante Versuch durch eine Bande von Wilddieben zunichte gemacht. Sie lauerten den Känguruhs auf, schossen sie ab und verzehrten die Tiere. Nur wenige entgingen diesen Wilddieben. Ein Känguruh hatte sogar seinen Aufenthalt in den Wald von Brombach verlegt, mußte also eine Strecke von über hundert Kilometern gewandert sein. Ein zweiter Versuch, Känguruhs bei uns einzubürgern, wurde 1897 in der Niederlausitz unternommen. Aber auch diese Känguruhs sind Jägern, Wilddieben und Raubtieren zum Opfer gefallen.

### *Ein altes und ein junges Kamel*

Wahrhaftig, unsere Renate ist ein richtiges „altes Kamel“. Das habe ich vielleicht etwas verärgert gesagt, aber dazu ist auch Grund genug. Renate ist wirklich ein Kamel, ein zweihöckriges, asiatisches. Alt ist sie mit ihren knapp vier Jahren durchaus nicht, im Gegenteil, man könnte sie als ein junges Kamelfräulein, Verzeihung, als eine junge Kamelfrau bezeichnen, denn sie hat einem Kamelkind das Leben geschenkt. Aber wie sie sich ihm gegenüber benimmt, das ist einfach unverschämt, ja geradezu herzlos. Aber ich muß alles der Reihe nach erzählen.

Es war im April 1952, als ein Kamelhengst für drei Monate nach Dresden zu Besuch kam. Er stammte aus dem Zoologischen Garten Halle. Besuchen wollte, oder besser gesagt, sollte er natürlich unsere Renate. Das hatten wir so arrangiert, weil wir auf eine Kamelhochzeit hofften. Eigentlich war die Zeit dafür schon vorüber, denn Kamele äußern ihre Zuneigung im März. Aber früher konnte der Kamelfreier auch nicht kommen, weil er — es ist peinlich zu sagen — in Halle verschiedene Kameldamen hatte, die ... na ja, jedenfalls ging es eben nicht eher. Nun war er da. Aber die Bereitwilligkeit unserer Renate, ihr Herz an einen Kamelhengst zu verlieren, war vorüber. Der Tierarzt riet uns deshalb den Gefühlen etwas nachzuhelfen und durch einige Hormonspritzen eine Nachbrunst hervorzurufen. Und tatsächlich, das Mittel half. Als schließlich der Kamelhengst seine Reise wieder nach Halle zurück antrat, waren beide „ein Herz und eine Seele“. Renate lief noch einige Stunden im Gehege umher und rief nach dem Abgereisten.



Das Jahr verging. Kamele tragen 13 Monate. Wir warteten auf die ersten Anzeichen. Bald stellten sie sich auch ein. Die Milchader trat deutlich heraus, es bildete sich ein Euter, und auch die Milch war schon eingeschossen, aber das Kamelkind selbst ließ immer noch auf sich warten. Schon glaubten wir, es sei alles nur Einbildung. Manche tippten auf eine Scheinschwangerschaft, nachdem die 13 Monate vorüber waren, andere wieder hielten ihre Hoffnung aufrecht. Und eines Tages war es soweit. Renate warf ein Junges; sie warf es wahrhaftig, denn im schnellen Lauf wurde es geboren. Die anwesenden Tierpfleger mußten achtgeben, daß es von der Mutter nicht getreten wurde. Sie kümmerte sich um ihr Kind nicht. Im Gegenteil, sie schlug und biß nach ihm. Das war allerhand! Was sollten wir tun? Mit Kuh- oder Ziegenmilch aufziehen? Das macht man nicht gern. Muttermilch ist immer das Beste. Also wurde es aller Stunden zur Mutter geführt. Aber Renate blieb unausstehlich. Immer wieder versuchte sie davonzulaufen. In den ersten Tagen durfte sich das Kamelkind von der linken Seite nicht nähern, sofort schlug sie mit dem Bein nach ihm. Kamele können nämlich nach allen Seiten schlagen. Schließlich wurde sie mit Leckerbissen beruhigt. Karotten, Kohlrabi und Kekse verschwanden zu Dutzenden zwischen den mahelnden Kiefern, während das Kamelkind — es ist ein kleiner Hengst — am Euter der Mutter trank. So ging es Stunde für Stunde. Zwei Mann hielten Renate, einer brachte das Junge heran und schob es zu dem mütterlichen Milchquell, und ein vierter beobachtete, um sofort Alarm zu schlagen, wenn die Mutter Anstalten machte, sich zu wehren.

In den ersten beiden Tagen wußte das kleine Kamel gar nicht recht, was es mit den langen staksigen Beinen anfangen sollte. Es stolperte förmlich darüber. Die kleinen Höcker hingen wie zwei Lappen herunter — ein böswilliger Mensch schlug aus diesem Grunde vor, das Neugeborene „Topplappen“ zu nennen —, aber bald füllten sich die kleinen Höcker, ein Zeichen dafür, daß die Milch ansetzte. Renate jedoch blieb nach wie vor ablehnend. Es mangelte ihr an jeglichem Brutpflegeinstinkt. Wir haben ihr das Kamelkind natürlich keineswegs entzogen, sondern ein kleines Gehege innerhalb der Kamelkoppel gebaut, wo sie ihren Sprößling jederzeit betrachten und beschnuppern kann, allerdings beißen und treten kann sie es nicht. Aber meistens kümmert sie sich gar nicht um das niedliche Kleine.

Andererseits wieder läuft sie manchmal stundenlang im Gehege umher und brüllt. Das klingt wie eine alte Schiffssirene. Dann antwortet das Kleine mit brummenden Tönen. So kann einem ein großes Kamel viel Arbeit machen, und es wird jeder verstehen, wenn ich ärgerlich von der Renate, dem „alten Kamel“, gesprochen habe. Auch für unseren Inspektor Kießling ist es nicht gerade angenehm, in der Nacht mehrmals aufstehen zu müssen und im Verein mit den Nachtwächtern das Kamelkind an die Mutter heranzuführen. Aber wir haben es durchgebracht, das erste Kamelkind, das seit 1945 wieder in Dresden das Licht der Welt erblickt hat.

**Sonderheft 2,- DM**